Ida von Schwaben

Enkelin

der Kaiserin Gisela.

Zweiter Theil.

Leipzig,

bey Friedrich Gotthold Jacobäer, 1791.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Der Mörder hatte sich geirrt. S. 1.

Zweites Kapitel.

Hodika erzählt. 16.

Drittes Kapitel.

Ein Gottesgericht. 61

Viertes Kapitel.

Ida glaubt sich in Gefahr. 76.

Fünftes Kapitel.

Ida beschäftigt sich mit Staatshändeln. 95.

Sechstes Kapitel.

Etheler kämpft nicht allein. 104.

Siebentes. Kapitel.

Worinn der Leser erfährt, woher die unbekannten Reisigen kamen. 116.

Achtes

Inhalt.

Achtes Kapitel.

Ein Knabe scheint dem Ritter Siegfried ein Mann 130.

Neuntes Kapitel.

Oda stört die Zufriedenheit ihrer Mutter 146.

Zehntes Kapitel.

Ehrgeiz mächtiger als Liebe. 158.

Eilftes Kapitel.

Die Ditmarsen siegen und trauren. 174.

Zwölftes Kapitel.

Die Reise der Gräfin macht auf ihre Kinder ganz entgegengesetzte Eindrücke. 186.

Dreizehntes Kapitel.

Ida handelt nach dem Vorbilde ihrer Großmutter. 197

Vierzehntes Kapitel.

Ein seltenes Opfer. 209

Funfzehntes Kapitel.

Die Töchter der Gräfin geben ihr Beyfall. 225.

Erstes

Erstes Kapitel.

Der Mörder hatte sich geirrt.

Seinen Herrn auf dem Rücken langte Poppo — so hieß der Knappe des Grafen Dedo — keichend und entkräftet an der Schloßpforte zu Bokeldeburg an. Idas Schrecken, als sie ihren Gemahl erblaßt und ohne Leben erblickte, werden unsere Leser eher sich vorstellen, als wir ihnen beschreiben können.

„Gebt Euch zufrieden, edle Gräfin“ — tröstete sie Poppo — „Euer Herr und Gemahl ist nicht todt, Blutverlust hat ihn nur ohnmächtig gemacht.“

Man brachte den Grafen in ein Bette, wo Poppo, ein in der Heilkunst äußerer Schäden erfahrner Mann, seine Wunde besser verband, als ihm dieß im Walde möglich gewesen war. Er versicherte die Gräfin, daß die Wunde nicht tödtlich wäre, aber noch mehr als über diese Versicherung freuete sich Ida über das Erwachen ihres Gemahls. Sie wollte den Wiedergegebenen in ihre Arme schließen, doch die Umstehenden rissen sie hinweg und beschworen sie, bey Dedos Leben, das Zimmer zu verlassen.

Ida gieng, vergaß aber nicht ihren Leuten zu befehlen, daß sie es ihr sogleich melden sollten, wenn ihr Gemahl sich wieder so weit erholt hätte, daß sie ihn ohne Nachtheil für ihn sprechen dürfte. Die ganze Nacht mußte sie vergebens harren, erst des andern Morgens verstattete man ihr, den Verwundeten zu besuchen und nun strömte ihr Mund von Freude über, daß der geliebte Gemahl gerettet worden war, doch auch von Schmerz über

seinen Unfall und von Dank, gegen die schützende Vorsicht und den sorgfältigen Poppo, der des Schmerzes seiner eignen Wunde vergaß, um seinem Herrn beyzustehen.

Der von Walstorp gedungene Bösewicht hatte sich geirrt. Sein Schwerdt traf nicht Dedos Herz; doch war die Wunde allerdings gefährlich. Die Kunst des treuen Poppo und eines Arztes verminderte jedoch diese Gefahr, und nicht, um sie nur zu trösten, sondern aus fester Ueberzeugung versicherten sie dem Grafen und seiner Gemahlin, daß er in kurzer Zeit wieder hergestellt seyn würde.

Weder Dedo noch sein Knappe hatten die Meuchelmörder gekannt, doch schien ihre Vermummung zu beweisen, daß sie nicht aus eignem Antriebe, sondern gedungen mordeten. Dedo und Poppo hatten auf Walstorp Verdacht, weil dieser unter allen Menschen der einzige war, welchem man eine solche schwarze That zutrauen konnte. Dedo verschloß seinen Argwohn in seinem Busen und theilte ihn sogar

gar seinem getreuen Knappen erst dann mit, als dieser bereits den nämlichen Argwohn geäußert hatte.

„Laßt uns forschen, gnädiger Herr“ — sprach Poppo — „damit wir zur Gewißheit kommen.“

„Das wollen wir“ — erwiederte Dedo — „bis dahin aber schweige gegen Jedermann von Deinem Verdachte auf Walstorpen, denn es wäre doch vielleicht möglich, daß Du ihm unrecht thätest.“

„Schweigen will ich“ — antwortete Poppo — „weil mein edler Herr es mir befiehlt, daß ich aber dem Ritter Walstorp nicht unrecht thue, dafür getraue ich mir mit meinem Kopfe zu haften. Einem Menschen, gnädiger Herr müßen wir unsere Vermuthung nothwendig mittheilen, denn wir selbst können diese Wahrheit nicht erforschen. Gefällt es Euch, so macht meinen Bruder zu diesem Vertrauten. Er ist Eures Vertrauens nicht unwürdig und zeigt auch darin brüderliche Ueber-

einstim-

einstimmung mit mir, daß er gegen Euch gleiche Verehrung und Treue hegt als ich."

„Ist Dein Bruder ganz so wie Du?" — fragte Dedo.

„Schlimmer wenigstens nicht, vielleicht aber besser als ich" — entgegnete Poppo — „Da er seit der kurzen Zeit, welche er sich in Euren Diensten befindet, noch wenig im Lande bekannt worden ist und überdieß Verschlagenheit besitzt, wird er vielleicht in seinen Nachforschungen glücklicher seyn, als jeder andre Eurer Diener."

„Führe ihn zu mir" — schloß Dedo das Gespräch — „Er soll mein Vertrauter werden."

Der Knappe erschien und unterrichtet, von seinem Bruder und dem Grafen, begann er seine Nachforschung, konnte aber bey aller Mühe nichts entdecken, das den entstandnen Verdacht vermehrt hätte, dessen ungeachtet verließ er den Grafen so wenig als Poppo. Ihr Verdacht hatte den Schein der Wahrheit zu

sehr für sich; und Walstorp selbst trug zur Vergrösserung desselben vieles bey.

Alle Edle des Landes kamen fleißig nach Bokeldeburg, um ihrem verehrten Herrn ihr Beyleid zu bezeigen und nach seinem Befinden zu fragen.

Von Bocholt begleitet kam auch Walstorp dahin; und unter allen Edeln hatte noch keiner dem Grafen so oft und mit so wohlklingenden Worten versichert, wie schmerzlich er sich über die, von dem ihm begegneten Unfalle, erhaltene Nachricht betrübt hätte als Walstorp. Er foderte zugleich den Grafen zur strengsten Untersuchung, des wider ihn begangenen Frevels auf und bot selbst seine Dienste zur Mitwirkung an.

Dem Grafen wurde es schwer, dem frechen Walstorp das Innere seines Herzens zu verbergen, doch gelang es ihm, obgleich sein Argwohn eben durch Walstorps Betragen bestärkt worden war. Dem ehrlichen Poppo, diesem sorgfältigen Pfleger des Grafen, der

selten

selten von seinem Lager wich, wurde diese Verstellung noch schwerer, als dem Grafen selbst. Er würde sie wahrscheinlich nicht bis zu Walstorps Abschiede haben behaupten können, wenn dieser nicht für gut befunden hätte, sich nicht lange aufzuhalten. Unverhindert von dem Grafen, welchem seine Gegenwart lästig war, gieng er nach wenig Minuten.

„Was dünkt Euch, edler Graf" — fragte Poppo seinen Herrn so bald er sich mit ihm allein sahe — „würde Walstorp wohl zu Euch gekommen seyn, wenn er sich nicht des wider Euch beabsichteten Mordes schuldig wüßte? Verstellung war es, was aus ihm sprach und Bemühung, den gerechten Verdacht von sich zu wenden."

„Du ahndest wie ich" — antwortete Dedo — „Walstorp würde an der Freude meiner Getreuen jetzt so wenig Theil nehmen, als da meine Vermählung sie entflammte, wenn es nicht aus Nebenabsichten geschähe. Damahls hinderte ihn sein Haß gegen mich

und meine Gemahlin, die Einladung anzunehmen, jetzt kommt er von sich selbst und spricht auf eine Art mit mir, wie Stolz und Mißgunst ihm noch nie erlaubten.“

„Damit der gerechte Argwohn wider Walstorpen bald zur Gewißheit werde“ — fuhr Poppo fort — „wollt ich Euch, gnädiger Herr, wohl rathen, daß Ihr durch einen Herold im ganzen Lande kund machen ließet, daß die Meuchelmörder nicht nur Vergebung, sondern auch eine Belohnung erhalten sollten, wenn sie Euch entdecken würden, wer sie gedungen hätte.“

Dedo befolgte diesen Rath seines Knappen; und noch an dem nämlichen Tage, verließ ein Herold das Schloß, um in ganz Ditmarsen, das Versprechen des Grafen zu verkündigen. Zu eben der Zeit, da der Herold aus dem Schloße ritt, ritt der Knappe welchen Reventlau mit sich nach Dänemark genommen hatte, hinein. Er verlangte die Gräfin zu sprechen, welcher er die Botschaft

brachte,

brachte, daß sein Herr mit seiner Schutzbefohlnen ihm bald nachfolgen würde.

Freudig harrte Ida den Ankommenden entgegen. Noch nicht lange hatte sie spähenden Blickes von dem Altane herab nach der Straße gesehen, als sie einen Ritter und eine Sänfte gewahr wurde und bald erkannte sie aus dem Schilde des Ritters, was sie gleich Anfangs vermuthete, daß die Ankommenden die Erwarteten waren. Sie weilte noch ein wenig, bis sie dem Schloße näher kamen, dann flog sie die Stiegen hinab.

„Willkommen Herr Ritter“ — rief Ida — „und dreymal willkommen Ihr, edle Frau, in den Armen Eurer zärtlichen Freundin!“

Hierauf schloß sie Hodika in ihre Arme, und die Gluth dieser Umarmung bewieß der Leidenden vollkommen, daß der Gräfin freundliche Bewillkommung Ausdruck der Empfindung ihres Herzens wäre.

„Eine

„Eine Unglückliche“ — begann Hodika — „fliehet in Eure Arme, edle Frau! Nehmt sie auf und verdient Euch Lohn von Gott und von ihr, den feurigsten . . .

Durch die Küsse, womit Ida ihren Mund bedeckte, wurde Hodika verhindert das Wort Dank auszusprechen, aber Ida empfand ihn doch. Er brannte auf Hodikas Lippen und zitterte in dem feurigen Drucke ihrer Hand.

„Laßt uns in mein Gemach eilen“ — begann Ida wieder — „um unsern Empfindungen ungesehn und ungestöhrt freyen Lauf zu lassen.“

An einem Arme Hodika, am andern den kleinen Buthue, den sie mit mütterlicher Zärtlichkeit bewillkommte, begab sich Ida in ihr Gemach, wo Hodika bemüht war, ihr für ihre freundschaftliche Aufnahme zusammenhängender zu danken.

„O ich bitte Euch werthe Freundin“ — unterbrach sie Ida — „schweigt hiervon. Noch habe ich keinen Dank von Euch verdient

und

und auch dann, wenn es Euch so scheinen sollte, als ob ich einen verdient hätte, bitte ich Euch, mir nur durch Freundschaft, und, wenn es Euch möglich ist, durch frohen Muth zu danken. Doch Eure Blicke suchen meinen Gemahl. Klagt mit mir, liebe Hodika, eine unvermeidliche Reise hat ihn von mir gerufen. Seyd aber auch versichert, daß ich es mir zum heiligsten Geschäfte machen werde, Euch seine Abwesenheit zu ersetzen.

„Hat Euch Euer Gemahl, dieser einzige unschätzbare Freund von mir Verlassenen“ — fragte Hodika — „schon das Gewebe von den Unglücksfällen und Widerwärtigkeiten erzählt, welches meine Geschichte ausmacht?“

„Nein“ — antwortete Ida — „aber er machte mir Hofnung daß Ihr selbst mir erzählen würdet, wozu es ihm an Zeit mangelte.“

„Ich selbst, edle Frau!“ — seufzte Hodika — „Fürwahr, Euer Gemahl hat mir ein schweres Geschäft aufgetragen! doch ich

will thun, was er von mir verlangte. Gefällt es Euch, mir zuzuhören?"

„Laßt uns dieß, für Euch angreifende Geschäft bis morgen verschieben" — erwiederte Ida — „aber heut noch versprecht mir, daß Ihr ferner hin nicht zu mir reden wollt, wie zu einer Fremden. Ich bin Eure Freundin und bitte Euch, mir den Namen, den Ihr meinem Gemahle gebt, nicht zu verweigern."

„O Freundin!" — rief Hodika — „neue, aber mir so theure Freundin, als wenn unserer Freundschaft Bund schon vor einer Ewigkeit geschloßen worden wäre, viel Güte und Liebe versprach ich mir von Euch, aber in Wahrheit, was ich erwartete, ist Schatten gegen das, was ich nun finde!"

„Ein Beweiß" — entgegnete Ida lächelnd — „daß Ihr eben kein allzu gutes Zutrauen zu mir gehabt habt. Konntet Ihr zweifeln, ob Luitbolds Gattin Eure Freundin seyn würde?"

„Unglück-

„Unglückliche zweifeln an allem“ — erwiederte Hodika — „und das Gefühl ihres Unglücks verdüsterte ihren Blick.“

„Komm lieber Buthue“ — foderte Ida den an seiner Mutter Kniee gelehnten Knaben auf — „komm und hilf mir die Falten von der Stirn Deiner Mutter streicheln. Aber Freundin! Ihr habt mir noch nichts von Eurer Reise erzählt, war sie glücklich?“

Die Erinnerung an ihre Reise foderte Hodika von neuem zum Danke auf. Sie glaubte ihrem Gefährten nicht Lob genug ertheilen zu können und der Gräfin von Ditmarsen nicht Dank genug, weil sie ihr diesen Gefährten gegeben hatte. Die Gräfin stimmte ihr in dem Lobe des biedern Reventlau vollkommen bey; und in traulichen Gesprächen schwand der Abend den beyden Freundinnen vollends dahin.

Zweites Kapitel.

Hodika erzählt.

Absichtlich hatte Ida gestern ihrer Freundin den Tod ihres Gemahls verschwiegen. Auch des andern Morgens sagte sie ihr nichts davon, aber die Bitte: ihr ihre Geschichte zu erzählen, war das Erste, welches sie dem Wunsche, daß Hodika in ihrer neuen Wohnung sanft und ruhig geschlafen haben möchte, folgen ließ.

„Mein Vater" erfüllte Hodika diese Bitte ohne Zaudern — „hieß Blusso, und war unter den Feldherren des slavischen Fürsten Udo der zweite, unter seinen Vertrauten der erste. Er und sein Fürst waren der christlichen Religion geneigt und eine Folge davon, daß ich und Gottschalk, Udos Sohn, nach Lüneburg gebracht wurden, um in derselben unterrichtet zu werden. Der Tod meiner Mutter war für meinen Vater eine Ursache mehr dazu.

Wir

Wir beyde genoßen den Unterricht des Bischofs Gottfried, und ich lebte in dem Hause einer Schwester desselben.

Schon von unserer frühesten Kindheit an, lebte zwischen mir und Gottschalk eine gegenseitige Zuneigung. Sein Vater besuchte öfters den meinigen; und der kleine Gottschalk suchte in meiner Gesellschaft Vergnügen, so wie es sein Vater in der Gesellschaft meines Vaters suchte.

Durch diesen Umgang, entspann sich in unsern jungen Herzen eine Liebe, welche mit den Jahren wuchs und von unsern Vätern gebilligt wurde. Die Zeit, welche wir in Lüneburg zubringen sollten, war bis auf einige Monden verflossen, nach deren Verlauf wir in unser Vaterland zurückgekehrt seyn würden, um uns zu verbinden, aber unsere schönen Hofnungen wurden mit einem male vernichtet.

Es wird meiner theuren Freundin nicht unbekannt seyn, daß die slavischen Völker, von den sächsischen Herzogen, den hambur-

gischen Erzbischöfen und den Bischöfen von Aldenburg gleich stark gedrückt wurden. Bischof Bernhard von Aldenburg war endlich genöthigt, seinen bischöflichen Sitz zu verlassen, weil die Bewohner seines Sprengels, der unerschwinglichen Auflagen müde, ihm den Zehnten verweigerten. Bernhard hielt den Fürsten Udo für den Urheber dieser Verweigerung. Ob mit Recht oder nicht, kann ich nicht entscheiden. Doch gesetzt auch, daß Bernhard hierzu kein Recht gehabt hätte, so war doch wenigstens sein Herz mit Haß und Rache gegen Udo erfüllt.

Die christlichen Bewohner von Udos Lande beklagten sich über seine Bedrückungen. Euch zu beweisen, daß diese Klagen ungerecht und das, was sie Bedrückungen nannten, nur gerechte Foderungen waren, würde mich zu weit von meiner eigenen Geschichte abführen. Erlaubt mir demnach, Euch diese Beweise ein andermal zu geben und in jener unaufgehalten fort zu fahren.

Die

Die murrenden Christen wendeten sich mit ihren Klagen an den Erzbischof Herrmann von Hamburg und baten ihn, sich für sie thätiger zu verwenden als sein Vorfahrer Libentius der Zweite. Herrmann versprachs, aber Bernhard welcher sich eben bey ihm zum Besuche befand, sagte ihm unverhohlen: daß er sein Versprechen nicht würde erfüllen können, weil die Bedrückungen der Klagenden sich nur mit Udos Leben endigen würden.

Diese Worte machten auf einen Diener des Erzbischofs, einen Hollsteiner von Geburt tiefen Eindruck. Der Gedanke stieg in ihm auf, daß er ein verdienstliches Werk thun würde, wenn er seine bedrängten Mitchristen im slavischen Lande von ihrem Peiniger befreite; und er beschäftigte sich so lange mit diesem Gedanken, bis der Vorsatz in ihm entstand, den Fürsten Udo zu ermorden. Er theilte diesen Vorsatz vier Männern mit, die seine Bekannten und, wie er, Böswichter waren. Scheingründe der Löblichkeit seines Vor-

 habens

habens und Ueberredungen machten diese zu seinen Verbundenen, auch sagt man, daß er seinen Entschluß dem Bischofe Bernhard entdeckt haben und von ihm zur Ausführung desselben aufgemuntert worden seyn soll.

Die Verschwornen machten sich nach Schwerin auf, wo Udo Hof hielt. Sie lebten da eine Zeitlang im Verborgenen, um einer Gelegenheit zur Ausführung ihres mörderischen Vorhabens wahr zu nehmen, und diese zu finden, wurde ihnen nicht schwer. Nicht fern von Schwerin hatte Udo ein Landhaus, wohin er öfters mit meinem Vater ritt, gewöhnlich nur in Begleitung eines oder zweier Diener. Der Weg führte vor einem Busche vorbey, hinter welchem die Verschwornen auf ihre Schlachtopfer laurten. Drey von ihnen fielen über Udo her, indeß die beiden andern meinen Vater und den Diener zurück hielten, ihrem Fürsten beyzustehen. Mit Wunden bedeckt sank Udo vom Pferde herab, auch meines Vaters Brust traf das Schwerdt eines die-

ser Mörder. Nun, da sie ihren Zweck erreicht hatten, entflohen sie, einer aber wurde von einigen herbey geeilten Männern eingeholt, und was ich Euch bisher erzählt habe, ist seine Aussage.

Den Fürsten trug man todt, meinen Vater leblos vom Platze, doch gelang es den Dienern des letztern, ihn bald wieder ins Leben zurück zu bringen. Meinem Geliebten, von dem Vorgegangenen Nachricht zu geben, schien meinem Vater, nachdem er das Bewustseyn wieder erhalten hatte, das Nöthigste. Er sendete daher einen Boten nach Lüneburg, der uns die schreckliche Neuigkeit berichtete und meinen Geliebten zur schleunigen Abreise auffoderte, damit nicht während seiner Abwesenheit, die Bemühungen Ratibors, des Bruders seines Vaters, sich zum Beherrscher der Obotriten zu machen, gelingen möchten, und Gottschalk säumte um so weniger, weil es ihm sehr wohl bekannt war, daß Ratibor schon längst nach dieser Herrschaft gestrebt hatte. Er

bat mich, ihn nach seinem väterlichen Erbe zu begleiten und, sobald wir daselbst angekommen seyn würden, mich ihm zu vermählen; und ich liebte ihn zu zärtlich, um diese Bitte nicht freudig zu erfüllen.

Wir eilten, so viel nur immer möglich war, kamen aber dennoch zu spät. Ratibor hatte sich bereits in den Besitz des ganzen Landes gesetzt. Gottschalk fand zwar gleich bey seiner Ankunft, eine beträchtliche Anzahl muthiger Männer, die seine Rechte mit ihrem Blute vertheidigen wollten, doch glaubte er sich noch zu schwach, um den Kampf mit Hofnung eines glücklichen Ausgangs beginnen zu können.

Unmittelbar nach unserer Ankunft hatte er Anstalten zu unserer Verbindung getroffen. Ich wünschte, daß sie bis zu ruhigeren Zeiten verschoben bleiben möchte, gab aber endlich meine Einwilligung, weil mein Geliebter mich unablässig bat und besonders mir vorstellte, daß eben durch unsere Verbindung, diese ruhigern

higern Zeiten früher wieder gebracht werden könnten. Mein Vater hatte viele angesehne und mächtige Freunde im Lande, von welchen Gottschalk hoffte, daß sie dann auch seine Freunde werden würden. Er betrog sich. Es waren Scheinfreunde, die meinen Vater zwar im Glücke gesucht hatten, nun aber im Unglücke verließen.

Vorher war mein Vater einer der Ersten im Lande gewesen, jezt war er einer der Unglücklichsten; denn Ratibor, welcher ihn haßte, weil er ihm einst sein aufrührisches Beginnen gegen seinen Bruder verwies, hatte ihn seiner Güter beraubt und seinen Liebling damit beschenkt. Gottschalks Hofnung, durch die Verbindung mit mir seine Macht vermehrt zu sehen, war also vergebens, seine Zärtlichkeit gegen mich deshalb aber nicht minder groß.

Aufgefodert von seinen Kriegern wagte endlich Gottschalk einen Versuch, sein ihm entrissenes Eigenthum wieder zu erobern. Er mislang, so wie ein zweiter, kurz nachher ge-

macht. Sein Heer wurde beidemahl geschlagen, wenn schon die Tapferkeit seiner Anführer, Gottschalks und meines sieggewohnten Vaters, gewiß nicht geringer war, als die Tapferkeit der feindlichen Heerführer. Den gemeinen Kriegsknechten fehlte es an Tapferkeit und Kriegskunde, denn es waren mehr Räuber als Krieger, die Gottschalks Heer ausmachten.

Getäuscht in der Erwartung, sich zu bereichern, lag diese Rotte meinem Gemahle an, nach Hollstein und Ditmarsen zu ziehen, den Tod seines Vaters zu rächen und sich ein fremdes Land zu erobern, weil er das väterliche nicht behaupten könnte. Gottschalk widerstand ihnen, weil er zu redlich dachte nach eines Fremden Eigenthum zu trachten und ermunterte sie dagegen, durch zwey mislungene Versuche, sein rechtmäßiges Eigenthum wieder zu erlangen, sich von dem dritten nicht zurückschrecken zu lassen. Alle seine Worte waren nutzlos verschwendet, die raubsüchtige

Rotte, welcher nach den hollsteinschen und ditmarsischen Schätzen lüstete, droheten sein Panier zu verlassen, wenn er nicht ihrem Verlangen gemäs handeln würde. Ihre wahren Absichten zu verbergen, bemüheten sich einige Anführer des Heeres, in Gottschalks Busen Rache und Eroberungssucht zu entflammen. Es gelang ihnen, denn in welchem jungen feurigen Fürsten glüht nicht Eroberungssucht, wenn er gleich das Gefühl, das in seinem Innern brennt, nicht dafür erkennt?

Gottschalk und mein Vater brachen mit ihrem Heere in Hollstein und Ditmarsen ein. Ich begleitete meinen Gemahl, theils weil meine Liebe mich dazu aufforderte, theils auch weil ich mich ohne ihn unter den abgefallenen Obotriten nicht sicher glaubte. Erlaubt mir, über die Greuelsceenen, welche nun ihren Anfang nahmen hinweg zu eilen und Euch nur zu versichern, daß Gottschalk, mein Vater und ich vor ihnen gleich stark zurück bebten. Gottschalk sowohl als mein Vater versuchten

alles mögliche, um diesem Unwesen zu steuren; aber wer vermag eine Räuberrotte im Zaume zu halten? Bitten und Drohungen waren gleich vergebens; die erstern wurden verlacht, die zweiten durch Murren und Gegendrohungen erwiedert.

Graf Luitbold mit den Seinigen that der wüthenden Rotte den tapfersten Widerstand. Er schlug sie in einigen Treffen und, denkt Euch meinen Schmerz, als ich nach Vollendung eines derselben die Trauerpost vernahm: daß mein Vater sich unter den Erschlagenen befände. Dieser Schmerz wurde noch dadurch vermehrt, daß ich seinen Leichnam der Menschlichkeit der Sieger überlassen mußte, denn Schrecken hatte sich unter den Unsrigen so sehr verbreitet, daß sie, unbekümmert um ihre Todten, weit von der Wahlstatt flohen.

Diese Siege der tapfern Ditmarsen dienten jedoch zu weiter nichts, als die Wuth ihrer Feinde noch mehr zu entflammen. Die vereinigte Macht der Ditmarser und Hollsteiner

konnte ihr nicht länger widerstehen. Die Länder der beiden genannten Völker wurden eine Beute der Slaven und nur die Festen Itzehöe und Bockeldeburg blieben noch zu erobern übrig. Doch was erzähle ich Euch Dinge, die Euch so bekannt sind als mir!

Längst schon hatte mein Herz bey dem Anblicke des Elends geblutet, das die Slaven rings um sich verbreiteten. Die Empfindungen meines Gemahls stimmten mit den meinigen überein, und sein sehnlicher Wunsch war, sich von der Horde dieser Räuber und Mörder losreißen zu können.

„Würde meine Hodika, sprach er einst zu „mir, zufrieden seyn, wenn sie aus der Ge„mahlin eines Fürsten die Gattin des Dieners „eines andern Fürsten würde? Aus meinem „väterlichen Erbe verjagt und entschlossen, „nicht länger durch Anführung einer Räuber„bande mein Gewissen zu beschweren; bleibt „mir nichts übrig, als daß ich einem andern „Fürsten diene. Durch seine Vermittelung

„gelingt

„gelingt mir dann auch vielleicht, was ich „durch jene Strafbare, die nur nach Raube „trachten und deren Hände von unschuldigem „Blute triefen, nicht auszurichten vermochte.“

Ich versicherte meinem Gemahle, daß ich in ihm nicht den Fürsten, sondern den Mann liebte, und lieber mit ihm einige Stufen herab steigen würde, als länger eine Zeugin der Greuelthaten seyn, welche Menschen, die seiner Anführung so unwürdig wären, verübten.

Entschlossen seinen Vorsatz auszuführen, streifte Gottschalk eines Tages mit den Seinigen nicht fern von Itzehöe. Sein scharfer Blick entdeckte in einiger Entfernung einen Hollsteiner. Gottschalk befahl den Seinigen Halt zu machen und er selbst, nahete sich dem Hollsteiner. So bald dieser den gewaffneten Mann erblickte, begann er zu fliehen, kehrte aber zurück, als Gottschalk ihm zurief, daß er stehen bleiben sollte und ihm schwor, daß er ihm kein Leid thun würde.

„Wer

„Wer bist Du“ — fragte er den Hollsteiner — „und was hört man Neues hier im Lande?“

„Ich bin ein armer Mann aus Itzehöe“ — antwortete jener — „und höre zwar des Neuen täglich viel, aber seit mehreren Wochen habe ich nichts als Trauerposten vernommen. Täglich dringen neue Klagen über die Grausamkeiten des Fürsten Gottschalks nach Itzehöe. Das Volk verzagt, ich aber lebe der festen Hofnung, daß Gott die Stimme des zu ihm um Rache schreienden, unschuldig vergossenen Bluts hören und seine Gerechtigkeit dem Mörder Gottschalk vergelten wird, was er uns Böses thut.“

„Ich bin der von dem Du redest“ — erwiederte Gottschalk — „aber fürchte deshalb nichts. Die Vorwürfe, welche Du mir machst, habe ich mir schon selbst gemacht, ob ich gleich weniger schuldig bin, als Du glaubst, denn alle diese Unmenschlichkeiten, über welche Deine Brüder mit Dir seufzen, waren Uebertretungen

gen meiner Befehle. Wisse demnach, daß ich Hollstein nicht länger verheeren und des Weltrichters gerechten Zorn auf mich laden will. Gehe wieder nach Itzehöe und sage den Deinigen, daß ich erbötig bin, nicht nur einen Frieden, sondern auch ein Schutz- und Trutzbündniß mit ihnen zu schließen und daß ich selbst die Räuber, deren Anführer ich nur gezwungen bin, in ihre Hände liefern will. Dort wo jene Schutthaufen liegen, will ich Eurer Abgeordneten harren."

Der Hollsteiner eilte wieder in die Feste und hinterbrachte, was ihm Gottschalk gesagt hatte, aber Niemand wollte glauben, daß diesem sein Versprechen Ernst gewesen wäre. Alle argwohnten unter seinem Vorgeben irgend eine List verborgen. Vergebens sahe Gottschalk der Ankunft der Abgeordneten entgegen; statt ihrer kam drey Tage nachher Herzog Bernhard mit einem ansehnlichen Heere gezogen, mit welchem er die Obotriten schlug. Eine große Anzahl derselben wurde getödtet, Gottschalk gefangen und

das

das ganze Lager, in welchem auch ich zurück geblieben war, erbeutet.

Herzog Bernhard glaubte den Anführer einer Räuberbande keiner bessern Behandlung werth, als ihn in Fesseln zu schlagen, aber nicht länger als einen Tag duldete Gottschalk diese Schmach. Er begehrte vor den Herzog geführt zu werden, und man erfüllte dies Begehren sogleich. Der finstre Blick, womit ihn der Herzog empfing, hellte sich auf, sobald Gottschalk ihn von seiner ganzen Lage unterrichtet hatte. Bernhard lies ihm eilend die Fesseln abnehmen, war auch sogleich Willens, sich mit ihm zu verbinden und ihm zur Wiedereroberung seines Landes behülflich zu seyn, wenn Gottschalk diesen Versuch verschieben wollte, bis die verheerten Länder des Herzogs sich wieder ein wenig erholt haben würden.

Einige Wochen befanden wir uns bereits bey dem Herzoge, als meinem Gemahle von einem seiner Diener der Rath ertheilt wurde, sich mit seinem Gesuche nach Dänemark, an

den

den großen König Canut, zu wenden und diesen um Hülfe, wider den aufrührischen Ratibor zu bitten. Mein Gemahl entschloß sich hierzu, doch verzögerte sich die Ausführung seines Entschlusses noch einige Zeit, weil er nicht wußte, wo er für mich einen sichern Zufluchtsort finden sollteund mich mit sich zu nehmen war nicht rathsam, da er nicht wußte, ob er in Dänemark in seinem Vorhaben glücklich seyn würde und ich überdies in meiner Schwangerschaft schon bis zur Hälfte fortgerückt war. Euer Gemahl war es, welcher ihn endlich von dieser Sorge befreiete.

Graf Luitbold, dieser mir so theure Freund, war zu gleicher Zeit mit meinem Gemahle an Bernhards Hof gekommen. Gottschalk rechtfertigte sich auch bey diesem und Euer Gemahl, vorher sein Feind, wurde sein wärmster Freund. An ihn also wendete sich Gottschalk und Graf Luitbold erfüllte seine Bitte, mir in seinem Lande einen sichern Aufenthalt zu gönnen, ungesäumt. Hierdurch wurde der Schmerz ver-

vermin-

mindert, den ich und mein Gemahl bey unserer Trennung empfanden. Er schied von mir, nachdem er die reichen Geschenke, welche er vom Herzoge Bernhard erhielt, mit mir getheilt hatte und wir machten uns beide den Vorsatz: so lange getrennt zu leben, bis es meinem Gemahle gelungen seyn würde, sein väterliches Erbe dem räuberischen Ratibor wieder zu entreißen.“

Hodika kam nun an ihren Aufenthalt in Bokeldeburg bey der alten Hedwig. Wir übergehen, was sie davon sagte, weil wir es unsern Lesern schon aus dem Munde der Alten erzählt haben und holen jezt blos das nach, was Hedwig nicht wissen konnte.

„Mein Gemahl und ich“ — fuhr Hodika fort — „verließen mit Lüneburg zugleich die christliche Religion. Bischof Gottfried war der Mann nicht, der uns für sie gewinnen konnte; denn er blieb zu sehr beim Aeußern stehen; füllte unser Gedächtniß mit den Namen vieler Heiligen, aber unser Herz lies

er leer. Von dem seligen Troste, den mir nachher die Religion der Christen öfters gewährt hat, sagte er uns nichts. Allgemeine Liebe, sogar Liebe gegen Feinde war beynahe die einzige Lehre derselben, welche er uns bisweilen vortrug. Wir sahen, daß die Christen so oft wider dieses Gebot des Stifters ihrer Religion sündigten; wir hörten und wußten, daß viele Lehrer derselben öffentlich Liebe und Friede, im geheim aber Haß, Verfolgung und Mord predigten. Dies alles machte uns lau gegen eine Religion, von der wir so gar nicht sahen, daß sie die Menschen besser machte, als die Religion unserer Väter; von der es uns schien, daß sie große und kleine Götter hätte, wie die unsrige und die sich überdies von dieser dadurch, zu ihrem Nachtheile, auszeichnete, daß ihre Bekenner, anders Denkende mit unmenschlicher Grausamkeit verfolgten. Dies alles zusammen genommen brachte uns dahin, daß wir sie verließen, doch kehrte ich bald von meinem Irrthume zurück.

Eurem Gemahle theureste Freundin und seinem Beichtvater danke ich es, daß ich die Würde und das wahre Wesen einer Religion kennen lernte, die vor allen andern dem Verstande die meiste Befriedigung, so wie dem Herzen die beste Beruhigung giebt.

Als die strenge Hedwig mich nicht länger bey sich dulden wollte, bot mir Euer Gemahl einen Theil seiner Burg zur Wohnung an, ein Erbieten, das ich nicht annehmen konnte, so sehr sich auch mein Herz nach noch näherer Verbindung mit diesem verehrungswürdigen Freunde sehnte, denn theils hielt mich die Furcht, hierdurch für mich und ihn nachtheilige Gerüchte zu veranlassen; theils auch eine zweite Furcht zurück. Ich glaubte mich nämlich als Gottschalks Gemahlin nicht sicher; und öffentlich unter einem andern Namen aufzutreten, schien mir Entehrung jenes mir so theuren Nahmens. Vielleicht, daß meine Furcht, so wie meine Bedenklichkeit zu weit gieng, aber ich war zu schwach jene zu unter-

drücken und über diese mich hinweg zu setzen. Der Wunsch, in der Einsamkeit, die ich immer liebte, dem Andenken meines Gemahls zu leben, gesellte sich zu beiden, und mein gütiger Freund war gefällig genug, meiner Schwachheit und meinem Wunsche gemäs zu handeln. Er brachte mich in das Waldhäuschen, wo Ihr mich zuerst sahet und ich hatte Ursache zur vollkommensten Zufriedenheit mit meiner Wirthin.

Mein Gemahl war indessen bey dem Könige von Dänemark nicht glücklicher, als bey dem Herzoge von Sachsen. Zwar erwarb er sich nicht nur seine, sondern auch der Seinigen Achtung, zwar kämpfte er tapfer für den Vortheil des Königs, aber der König war nicht dahin zu bewegen, wieder für den seinigen zu kämpfen. Einige mal machte er ihm Hofnung dazu, doch blieb sie immer unerfüllt.

Diese leeren Hofnungen machten, daß ich nicht auch nach Dänemark gieng und als in der Folge der Wunsch in mir entstand, an

der Seite meines Gemahls jedes Schicksal mit ihm theilen zu können; wurde durch die Unmöglichkeit seiner Erfüllung mein Gedanke, nach Dänemark zu gehen, verscheucht. Ich würde da sowohl von meinem Gemahle getrennt gewesen seyn, als in Ditmarsen, weil er beynahe ununterbrochen wider die Feinde Canuts und seine Söhne im Felde lebte. So schwer es auch meiner liebevollen Sehnsucht wurde, so beschloß ich doch, mit meines Gemahls Bewilligung im Waldhäuschen einer glücklichern Zukunft zu harren.

Einige Monden hatte ich hier gelebt, als eine nicht geahndete Freude den Schmerz über meine Lage verminderte. Meine Wirthin war einst nach Bokeldeburg gegangen und hatte mich in ihrem Häuschen allein zurück gelassen, als ein gewaffneter Mann an die Thür desselben klopfte. Ich sahe hinaus und Furcht vor dem Gewaffneten machte mich zittern; aber wie angenehm wurde diese Furcht in unnennbare Freude verwandelt, als ich in ihm mei-

nen todt geglaubten Vater erkannte! Nichts von unserm gegenseitigen Entzücken, das meine theilnehmende Freundin vielleicht mir eher nach empfinden wird, als ich es ihr schildern kann, sondern nur etwas von der Erhaltung meines verehrten Vaters.

Ein mitleidiger Ditmarse, welcher ihn auf dem Schlachtfelde ausziehen wollte, bemerkte noch Spuren des Lebens in ihm. Er verband daher seine Wunden, trug ihn in seine Hütte und pflegte des kranken Feindes so sorgfältig, als ob er sein Bruder wäre. Grosser Blutverlust hatte meinen Vater entkräftet und ein Fieber raubte ihm das Bewußtseyn; zwey Ursachen, warum es mit seiner Wiederherstellung langsamer gieng, als er und sein edler Pfleger wünschte. Da er sein Bewußtseyn wieder erhielt, hatten die Obotriten bereits Ditmarsen verlassen, weshalb mein Vater das Erbieten seines edeln Wirthes: so lange bey ihm zu bleiben, bis er völlig genesen wäre, dankbares Herzens annahm, aber ungedul-

geduldig wurde, als er Gottschalks Abreise nach Dänemark erfuhr und sich immer noch zu schwach fühlte, um ihm dahin zu folgen. Erst einige Wochen nachher konnte er sich aufmachen.

Die Hofnung, daß Canut sich Gottschalks annehmen würde, hielt auch meinen Vater in Dänemark zurück, doch als er endlich sahe, daß sie schwerlich jemahls erfüllt werden würde, verließ er Dänemark, wo sein Aufenthalt von keinem Nutzen war, da er mit gelähmten Gliedern, — eine Folge der von den Ditmarsen erhaltenen Wunden, — meinen Gemahl nicht in den Kampf begleiten konnte. Er glaubte daher ihm und mir mehr zu nützen, wenn er zu mir in meine Einsamkeit flöhe. Graf Luitbold hatte ihm, als er nach Bokeldeburg gekommen war, den Weg gezeigt, damit er mich um so angenehmer überraschen möchte.

Ich segnete meinen Vater für seinen Entschluß und lebte nun so glücklich, als ein Weib von ihrem geliebten Gemahle getrennt

leben kann. Oft wiederholte Euer Gemahl seine Einladung: mit meinem Vater in seine Burg zu kommen; aber nie betrat ich sie, so wie ich keinem Menschen entdeckte, daß ich Gottschalks Gemahlin wäre.

Ihr lächelt vielleicht, wenn ich Euch sage, daß die Furcht: einem Schwärmer, gleich dem, der den Vater meines Gemahls ermordete, könnte meine und meines Sohnes Ermordung leicht auch etwas verdienstliches scheinen; die einzige Ursache war, warum ich mich verbarg, aber wirklich war sie dieß und die Erinnerung meines Vaters an den edeln Ditmarsen, der ihn mitleidig pflegte, konnte meine Furcht nicht vermindern.

So vergiengen sechs Jahre als ich, deren Zufriedenheit durch die Abwesenheit Eures Gemahls schon sehr vermindert worden war, in Angst und Kummer gestürzt wurde. Der Bote, welchen mir mein Gemahl alle Jahr sendete, um mir Nachricht von ihm und das zu meinen Bedürfnißen nöthige Geld zu bringen,

kam

kam dießmal nicht. Schon waren einige Wochen über die Zeit verflossen, um welche er gewöhnlich zu kommen pflegte und wir warteten seiner noch immer vergebens. Endlich sprach ein Pilger bey uns ein, der nach dem Grabe des heiligen Anscharius gewallfahrtet war. Er kam aus Dänemark und wußte uns viel von meinem Gemahle zu erzählen, doch nichts von dem, was ich zu wissen wünschte, weil seine Nachrichten nicht weiter hinaus giengen, als die, welche ich selbst schon vor einem Jahre erhalten hatte.

Die Furcht, daß mein Gemahl gestorben seyn möchte, welche sich vorher meiner schon bisweilen bemächtigt hatte, wurde hierdurch noch vermehrt und erhielt durch die Reden des Pilgers, wenn er nicht von meinem Gemahle sprach, neue Nahrung.

Er sprach dann gewöhnlich vom Tode; von der Nichtigkeit des irdischen Lebens; von dem seligen Leben nach dem Tode und von der Pflicht, das Hinscheiden unserer Lieben zu die-

 sem

sem glücklicheren Leben, uns nicht allzusehr zu Herzen gehen zu lassen. Alles Dinge, welche ich für Vorbereitungen zu der traurigen Nachricht hielt, welche er mir wahrscheinlich zu bringen und bisher nur verschwiegen hätte.

Zwei Tage hatte der Pilger bey uns verweilt, als ich endlich die Schreckenspost von ihm erfuhr, daß mein Gemahl nicht mehr wäre. Verlangt keinen Zug zu dem Gemählde des Schmerzens, der nun in meinem Innersten wüthete!“

„O ich erlasse es Euch gern, dieses schaudernde Gemählde! Auch kann ich mir den Schmerz, der in Euch tobte, sehr lebhaft denken“ — unterbrach die Gräfin von Ditmarsen die Erzählerin, indem die Erinnerung an ihren Schmerz bey Luitbolds Tode, ihr einige Thränen abpreßte, die sie schnell zu unterdrücken suchte — „Aber Fürst Gottschalk lebt noch, so viel mir bewußt ist!“

„Er lebt“ — fuhr Hodika in ihrer Geschichte fort — „aber — — —. Doch

laßt

laßt uns meiner Erzählung nicht vorgreifen! Meine einzige Beschäftigung war jetzt, ein Gemählde, das ich von meinem Gemahle besaß, unabläßig zu betrachten und dem Andenken des Urbildes desselben wehmuthsvolle Thränen zu weinen. Der Pilger und mein Vater waren gleich stark bemüht, mir Trost einzusprechen, aber ihre Bemühungen, waren auch gleich vergebens. Alle ihre Tröstungen machten keinen Eindruck auf mich. Zwei Tage lang rannen meine Thränen in ungestörtem Laufe, am dritten ergossen sie sich noch strömender, weil mein Vater mir entriß, was ich für meinen einzigen Trost, er aber für Veranlassung zur Vergrößerung meines Schmerzes hielt.

Er hatte mir des Abends, als Müdigkeit einige Augenblicke über meinen Schmerz gesiegt und mir die Augen zugedrückt hatte, das Bildniß meines Gottschalks aus den Händen gewunden und keine Bitten konnten ihn vermögen, es mir wieder zu geben.

„Kannst

„Kannst Du erst Gottschalks Andenken „ohne unmäßigen Schmerz feiern" — sprach er zu mir — „dann werde ich Dir sein Kon„terfey nicht verweigern, bis dahin aber be„fiehlt mir väterliche Sorgfalt es in Verwah„rung zu nehmen."

Den Tag nachher schied der Pilger von uns, nachdem er uns eine Summe Geldes überliefert hatte, die ihm Gottschalk kurz vor seiner Abreise gegeben hätte.

Mein Schmerz wurde nicht vermindert, bis Euer Gemahl mit Euch wieder nach Ditmarsen kam. Sein Trost war Balsam für mein verwundetes Herz. Mein Vater glaubte nun, mir Gottschalks Bildniß wieder geben zu dürfen, allein vergebens suchte er es an dem Orte, wohin er es gelegt hatte, vergebens auch an jedem andern Orte. Nirgends war das mir so theure Kleinod zu finden. Keine Truhe, kein Schrein, sogar kein Winkel war im Hause, wo ich nicht mein verlornes Gut wiederholt gesucht hätte. Immer von neuem begann

ich

ich meine Nachsuchungen, aber schon hatte ich ein halbes Jahr gesucht und noch nichts gefunden. Euer Gemahl fragte uns, ob nicht vielleicht Jemand bey uns gewesen wäre, der es entwendet haben könnte, wir aber waren von allem Argwohne frey, weil Niemand als der Pilger uns heimgesucht hatte. Auch versicherte mein Vater, daß er es nach seiner Abreise noch in dem Schrein gesehen, wo er es aufbewahrt hätte.

Kurz vorher, ehe Ihr, theure Freundin, mich in dem Waldhäuschen sahet, trat Euer Gemahl mit dem frohen Ausruf: „freuet Euch, Euer Gemahl lebt!“ in mein Gemach. „Gleich Anfangs“ — fuhr er fort — „war der Pilger mir verdächtig, nun ist mein Verdacht gerechtfertigt.“

Mit der freundschaftlichsten Schonung suchte er mir nach und nach beyzubringen, was ich Euch, um mich nicht zu lange zu verweilen, kurz erzählen werde. Ein Ritter aus Norwegen war bey Eurem Gemahle eingesprochen

und

und hatte kaum sein Vaterland genannt, als dieser anfieng, von seinem Freunde Gottschalk zu sprechen. Der Ritter wunderte sich sehr, daß Graf Luitbold ihn todt glaubte und versicherte dagegen, daß Gottschalk sich vielleicht noch nie so wohl befunden hätte, als eben jetzt.

In wenig Wochen — erzählte der Ritter — würde ihm der König von Norwegen, Suend Estrithson, seine Tochter Syritha vermählen und ihm dann nach kurzer Zeit ein Kriegsheer geben, um mit demselben den Besitz seiner Lande wieder zu erkämpfen. Längst schon hätte Gottschalk bemerkt, daß König Suend so gern sein Schwäher, als die Prinzessin Syritha seine Gemahlin werden wollte, er aber wäre ihnen ausgewichen, bis er vor einiger Zeit die Trauer über den Tod seiner ersten, im Auslande lebenden Gemahlin abgelegt hätte.

Euer Gemahl hatte mich bey seinem Eintritte zur Freude aufgefodert, statt dieser aber

wurde

wurde der namenloseste Schmerz mein Loos. Umsonst sagten mir Euer Gemahl und mein Vater: daß Gottschalk freudig von der Vermählung mit der Prinzessin Syritha abstehen würde, so bald er Nachricht von meinem Leben erhielte; und eben so vergebens versprach mir der erste, heute noch einen Eilboten an ihn abzusenden, um ihm den von dem vorgeblichen Pilger gespielten Betrug zu entdecken und ihm, nicht zu bezweifelnde, Beweise von meinem Leben zu geben. Ich setzte diesem allen die Vermuthung entgegen, daß die Vermählung schon vollzogen seyn würde, ehe der Bote Norwegen erreichte, und gesetzt auch, daß er früher dahin käme, so würde Gottschalk ihm nicht glauben, weil er wahrscheinlich zu fest von meinem vorgegebenen Tode überzeugt wäre.

Ich habe Euch zu sagen vergeßen, daß ich meinem Gemahle versprochen hatte, ihm wenn ich sterben sollte, das oft erwähnte Bildniß zu senden, damit man ihn nicht vielleicht, wie er fürch-

fürchtete, in fernen Landen durch falsche Nachrichten erschrecken könnte. Daß mir dies theure Kleinod entwendet werden könnte, befürchtete ich damahls so wenig, als ich nun bezweifeln konnte, daß der Pilger es wirklich entwendet hätte. Auch mein Vater bezweifelte dies nicht, so wie er es gleich Anfangs geargwohnt und nur, um in mir einen gleichen Argwohn zu verhüten, vorgegeben hatte: er hätte Gottschalks Bildniß noch nach des Pilgers Abreise gesehen. Er also und Euer Gemahl glaubten es so fest als ich; aber noch fester glaubten sie, daß ein Eilbote noch früh genug nach Norwegen kommen würde, um meinem Gemahle zu berichten, wie schrecklich er getäuscht worden wäre und daß dieser gewiß an der Wahrheit des Berichts nicht zweifeln würde, wenn er erführe, auf welche Art der Zeuge meines Todes in seine Hände gekommen wäre.

Euer Gemahl ließ alles schriftlich aufsetzen, beglaubigte es mit seines Namens Unterschrift

und

und seinem Siegel, und der Bote machte sich schon des andern Tages damit auf den Weg. Zwey Tage nachher kamt Ihr, theureste Freundin in das Waldhäuschen, aus welchem mich nicht sowohl Furcht vor Eurer Wiederkehr, als Begierde, etwas früher von dem glücklichen oder unglücklichen Ausgange meines Schicksals Nachricht zu erhalten, nach Dänemark trieb. Euer Gemahl war, wie Ihr wisset, so freundschaftlich, mich zu begleiten und wir nahmen unsern Aufenthalt in der ersten Gränzstadt, durch welche den Boten der Weg führte.

Daß wir diesen vergebens erwarteten, war die Ursache, warum Euer Gemahl später, als er Euch versprochen hatte, wieder heimkehrte. Er wollte dem zurückbleibenden Boten den Knappen nachsenden, welchen er bey sich hatte und nur unsere dringendsten Bitten konnten ihn vermögen, sich dieses einzigen Dieners nicht zu berauben. Mein Vater sagte ihm, daß er der Wiederkehr des Botens noch einige

Tage harren, und, wenn er dann noch nicht käme, sich selbst nach Norwegen aufmachen wollte, worauf Graf Luitbold mir ein Kloster zum Aufenthalte, während der Abwesenheit meines Vaters empfahl, und mit dem Wunsche, daß des Boten Zurückkunft uns bald aus aller Ungewißheit reissen möchte, von uns schied.

Acht Tage wartete mein Vater noch, dann trat er, begleitet von Buthue, seine Reise an. Er hatte mir nach langem vergeblichen Bitten versprochen, daß er Gottschalk, wenn er ihn schon mit Syritha vermählt finden sollte, von meinem Leben nichts entdecken würde.

Ich sahe voraus, daß dies ohne Nutzen seyn würde und wollte daher lieber allein unglücklich seyn, als meinen Gemahl und die Prinzessin Syritha eben so unglücklich machen, als ich selbst war.“ —

„Edel“ — rief Ida aus und umarmte ihre Freundin — „aber wirklich auch allzu streng! Und warum, meine Theureste, würde

es so ganz unnütz gewesen seyn, wenn Ihr Euren hintergangenen Gemahl von Eurem Leben benachrichtiget hättet? Würde die erste Verbindung der zweiten nicht vorgegangen seyn?“

„Nein“ — antwortete Zodika — „denn sie war nicht nach den Gebräuchen Eurer Kirche, sondern nach slavischer Weise vollzogen worden. Von der Prinzessin Syritha sich zu scheiden, würde meinem Gottschalk nicht vergönnt worden seyn, oder er hätte dies eigenmächtig thun und mit mir vielleicht in eine Einöde fliehen müßen, um wahrscheinlichen Verfolgungen zu entgehen. Wäre dies geschehen: so würde dann jeder Schein von Glück fern von mir gewesen seyn, so aber tröstet mich wenigstens der Gedanke, daß nur ich allein unglücklich bin.

Sobald mein Vater Norwegen erreichte, tönte ihm das Gerücht von den Festen entgegen, welche man der Verbindung der Prinzessin Syritha mit meinem Gottschalk feyerte.

Zum Glück fand mein Vater einen alten Freund und Waffenbruder, dem er seinen Enkel anvertraute, weil er befürchtete, daß dieser mein Leben verrathen würde, wenn er ihn mit zu Gottschalk nähme. Er selbst eilte nun dahin und handelte, so schwer es auch seiner väterlichen Liebe wurde, meinen Bitten und seinem Versprechen gemäs. Auch suchte er zu erforschen, welcher Ränke man sich bedient hätte, mich und Gottschalk zu hintergehen; und hier ist es, was er entdeckte:

Theils aus Achtung um seine Dienste zu belohnen, theils auch aus Staatsklugheit wollte König Suend seine Tochter mit Gottschalk vermählen. Er zweifelte nicht, daß Gottschalk mit seiner Hülfe, Beherrscher der Wenden werden würde, und ihm, der nach dem dänischen Throne trachtete, mußte allerdings daran gelegen seyn, einen freundschaftlichen Mann auf dem Fürstenstuhle dieses Volkes zu sehen, das Dänemark so oft geschadet hatte.

Man

Man wußte an Suends Hofe nicht gewiß, ob Gottschalk eine Gemahlin hätte, hatte es aber doch bisweilen aus seinen Reden geschlossen, daher man sich bemühete nähere Kunde davon einzuziehen. König Suend entdeckte sich einem seiner Diener, dem es gelang Gottschalks Vertrauen zu erschleichen. Er erfuhr von ihm, daß seine Gattin in Deutschland lebte, daß er sie aber nicht eher öffentlich nennen würde, bis er sie als Fürstin nach Schwerin führen könnte.

Suends Kundschafter begnügte sich einstweilen mit der gemachten Entdeckung, um durch allzu neugieriges Forschen sich bey Gottschalk nicht verdächtig zu machen, doch bey dem steigenden Vertrauen desselben, erfuhr er bald nachher das ganze Verhältniß zwischen Gottschalk und mir; erfuhr, daß ich zwar seine Gattin wäre, doch nicht nach den Verordnungen der christlichen Kirche. Zufrieden mit dieser Nachricht, wünschte nun Suend nur noch meinen Aufenthalt zu wissen; alle dahin

abzielende Nachforschungen seines Kundschafters waren jedoch vergebens. Mein Gemahl hatte mir geloben müßen, den Ort meines Aufenthalts gegen Jedermann, außer seinem ihm getreuen Leibknappen, zu verbergen und er kam diesem Versprechen nach, da er hingegen beynahe alles, was er nicht zu verschweigen gelobt hatte seinem Scheinfreunde entdeckte. Auch das blieb ihm nicht verborgen, daß das Gemählde, welches ich von meinem Gemahle besaß, der Zeuge meines Lebens und Todes wäre.

Seinen Zweck zu erreichen bedurfte also Suend weiter nichts, als dies Gemählde in seine Hand zu bekommen, doch war freylich dies Einzige schwerer als alles, was sein Kundschafter bisher ausgerichtet hatte. Daß ich in Ditmarsen, Hollstein oder Sachsen verborgen lebte, vermuthete man und sendete daher in diese Länder geheime Boten, die mich auskundschaften sollten. Ein schweres Geschäft, da man ihnen, um mich zu erkennen, nichts

ange-

angeben konnte, als daß ich ein junges Weib wäre, einen fünfjährigen Sohn und einen greisen Vater hätte; denn meinen Namen und den Namen meines Vaters hatte Gottschalk verschwiegen, so wie er seinem gleisnerischen Freunde verbarg, daß Blusso, welcher kurz nach seiner Ankunft in Dänemark bey ihm gewesen war, mein Vater wäre. Dieser Mangel an Kennzeichen ließ allerdings vorher vermuthen, daß die Kundschafter mich nicht ausspähen würden und ihre Wiederkehr bestätigte diese Vermuthung bald. Ein Zufall machte mich endlich zum Schlachtopfer der Staatsklugheit des Königs von Dänemark und der Leidenschaft seiner Tochter, welche die Vermählung mit Gottschalk so sehnlich wünschte als Suend.

Kurz nachdem der Leibknappe meines Gemahls, von seiner letzten Reise zu mir, nach Dänemark zurückgekehrt war, wurde er in einem Gefechte an der Seite seines Herrn erschlagen. Gottschalk beklagte sich in Suends

Gegenwart, über den Verlust dieses treuen Dieners und Suend, um ihn zu ersetzen, gab meinem Gemahle einen seiner Leibknappen, mit der Versicherung: daß er ihn in Treue und Ergebenheit dem Erschlagenen gleich finden würde. Gottschalk hatte auch öfters Gelegenheit, die Wahrheit dieser Versicherung des Königs bestätigt zu finden, ehe die Zeit, wo er gewöhnlich an mich sendete, heran rückte. Gezwungen, sich einem seiner Diener zu entdecken, fiel seine Wahl auf den gewesenen Diener des Königs; eine Wahl die er nicht unglücklicher hätte treffen können.

Die bisher bewiesene Treue des Knappen war Verstellung, und er selbst ein Erkaufter des Königs Suend. Er eilte, diesem den erhaltenen Auftrag zu berichten, worauf der König ihn in dem, was er thun sollte, unterrichtete und ihm ein großes Geschenk versprach, wenn er ihm das, zu Erreichung seiner Absicht so wichtige Gemälde meines Gemahls überbringen würde.

Die Unentschlossenheit Gottschalks, ehe er den Leibknappen zu seinem Vertrauten erwählte, hatte gemacht, daß er Dänemark später verlies, als sein Vorgänger gewöhnlich gethan hatte. Dieser Zufall war dem Könige angenehm, weil er nun um so weniger Verdacht von mir zu fürchten hatte, welcher freilich leicht hätte entstehen können, wenn der Schreckensbote zu eben der Zeit bey mir eingetroffen wäre, zu welcher sonst ein Bote der Freude kam. Um allen Verdacht noch mehr zu vermindern, verdoppelte er die Summe, welche mir Gottschalk sendete, damit sie den vorher erhaltenen nicht gleich seyn möchte. Auch befahl er dem Knappen, in Hamburg zu verweilen, weil so eine noch etwas längere Zeit vergienge und dann seinen Weg in Pilgerkleidern fortzusetzen. Dieser Knappe war also der Pilger, von dem ich schon vorher gesprochen habe.

Froh, seinen Endzweck erreicht zu haben, kehrte er nach Dänemark zurück und, von Suend unterrichtet, meldete er meinem Ge-

mahle meinen Tod. Dann berichtete er ihm, daß Blusso wünschte, mit seinem Enkel noch länger in Ditmarsen zu leben und, daß er daselbst unter dem Schutze des Grafen Luitbold bleiben wollte, wenn nicht Gottschalk für besser hielte, ihn zu sich zu rufen.

Gottschalk billigte den Vorsatz meines Vaters und beklagte meinen Tod so herzlich, als er mich vorher zärtlich geliebte hatte. Das Uebrige, geliebte Freundin, wodurch das Maas meines Unglücks voll wurde wisset Ihr bereits.“

„Aber wie gelang es Eurem Vater“ — fragte die Gräfin von Ditmarsen — „dieses Gewebe von Trug und List zu entdecken?“

„Blos durch einen unvermutheten Zufall“ — antwortete Hodika — „Einige Tage lang hatte er schon im Verborgenen vergebens geforscht, als einst einer von Gottschalks Gefolge ihn scharf ins Auge faßte. Mein Vater, der ihn nicht minder scharf ansahe, glaubte in ihm den Pilger zu entdecken, welcher sich bey

uns in einen so schlimmen als gerechten Verdacht gesezt hatte. Da er eben im Begriffe war, sich ihm zu nähern, sah er den verdächtigen Fremden schon auf sich zukommen.

„Ich habe wichtige Dinge mit Euch zu sprechen, Herr Ritter“ — sprach er zu meinem Vater — „darf ich mit Euch gehen?“

Mein Vater nahm ihn ohne Zögern mit sich, worauf der Knappe ihm entdeckte, was ich meiner Freundin schon mitgetheilt habe und seine Erzählung damit schloß, daß er versicherte: sein aufgewachtes Gewissen hätte es ihm unmöglich gemacht, sein begangenes Verbrechen länger zu verhehlen.

Den Tag nachher gieng mein Vater zu Gottschalk und sprach ganz so mit ihm, wie er gesprochen haben würde, wenn das, was Gottschalk für Wahrheit hielt, auch wirklich Wahrheit gewesen wäre. Da aber diese Verstellung ihm viele Mühe kostete, verlies er den Hof des Königs Suend bald wieder, nachdem er von Gottschalk die Versicherung erhalten

hatte,

hatte, daß er, so bald er sich auf dem Fürstenthrone seiner Väter festgesetzt haben würde, seinen Buthue, dem er alle Rechte zusicherte, die ihm als dem Erstgebohrnen gehörten, zu sich holen wollte." —

„Der Brief meines Gemahls war also nicht in die Hände des Eurigen gekommen?" — sprach die Gräfin von Ditmarsen.

„Nein" — erwiederte Hodika — „Der Bote mußte einen Theil seines Weges zur See machen und man sagt, daß das Schiff gescheitert und er ertrunken wäre. Ob dies wahr ist oder nicht, das, edle Freundin, bleibt noch zu erforschen übrig."

Hier endigte Hodika und weinte nun in Gesellschaft der Gräfin von Ditmarsen ihrem unglücklichen Schicksale einige schmerzvolle Thränen. Die Gräfin bewunderte ihre heldenmüthige Aufopferung, da sie freywillig allen Ansprüchen auf Glück entsagte, um nur einen geliebten Gemahl glücklich zu machen; und machte sich den festesten Vorsatz: alles was in

ihren

ihren Kräften stehen würde anzuwenden, um die Leiden dieser Edeln wenigstens einigermaßen zu mildern. Sie erwarb sich bald Hodikas Freundschaft und Zutrauen im vollkommensten Grade, worauf sie ihr auch Luitbolds Tod und ihre Vermählung mit Dedo bekannt machte.

Drittes Kapitel.

Ein Gottesgericht.

Graf Dedo war schon wieder genesen, als er noch immer vergebens nach Gewißheit des Verdachts forschte, den er mit so vielem Rechte wider Walstorp hatte. Das durch den Herold kund gemachte Versprechen, verschaffte sie ihm endlich. Die Kunde davon war auch zu den Ohren der Meuchelmörder gekommen; und die versprochene Belohnung reizte einen derselben

zu

zu sehr, um sich nicht eilend nach Bockeldeburg aufzumachen und sie zu verdienen.

Durch geheime Kundschafter, welche Walstorp in Bokeldeburg hielt, erfuhr er sogleich die Ankunft des Mörders daselbst, worauf er nicht ermangelte, alle Anstalten zu treffen, welche ihm zu seiner Sicherheit nöthig schienen. Er eilte zu seinem Schwager, wo er mit den beiden andern Meuchelmördern sprach, ihnen die erhaltene Nachricht mittheilte und sie so furchtsam zu machen wußte, daß sie einstimmig den Vorsatz faßten, aus dem Lande zu fliehen. Walstorp bestärkte sie darinnen, munterte sie zur schleunigen Ausführung dieses Vorsatzes auf und sahe zu seiner Freude, daß er hierzu nur einiger Goldstücke bedurfte, womit er die Mörder gern beschenkte.

Der Graf von Ditmarsen gieng indessen mit dem Ritter Reventlau zu Rathe: welchen Gebrauch er von des Meuchelmörders Aussage machen sollte. Reventlau hielt für das Beste, die beiden Böswichter aufsuchen zu

lassen,

lassen, um durch ihre gleichstimmige Aussage noch mehr Beweise wider Walstorp zu erhalten. Die Ausgesendeten kamen, als die Meuchelmörder schon landflüchtig worden waren, wodurch zwar der Verdacht, aber nicht die Beweise wider Walstorp vermehrt wurden, doch hatte Dedo schon Beweis genug, ihn zur Verantwortung vor Gericht laden zu lassen. Aus Schonung that er dies nicht, sondern lies ihn blos auf eine freundschaftliche Weise zu sich entbieten, dennoch aber erschien Walstorp nicht, weil ihm die Ursache dieser Foderung nicht unbekannt war. Drey mal sendete der Graf und drey mal unterlies Walstorp zu kommen. Dagegen kam von seinen und seines Schwagers Burgen das Gerücht: daß sie sich beide mit Macht rüsteten.

Da beides noch mehr wider ihn zeugte; ließ ihn Graf Dedo förmlich vor Gericht fodern, um sich wegen des ihm angeschuldigten mörderischen Angrifs wider seinen Lehnsherrn zu rechtfertigen. Walstorp versprach zu kommen,

men, versicherte aber zugleich, daß er auf keine andere Weise sich rechtfertigen würde, als wie es einem wackern Ritter geziemt.

„Gott selbst“ — sprach der Frevler — „richte zwischen mir und dem Grafen, der allein mich beschuldigt, denn der Bube, welcher wider mich gezeugt hat, ist von ihm erkauft. Dennoch unterwerfe ich mich, im festen Vertrauen auf meine Schuldlosigkeit, dem Gottesgerichte. Sagt demnach Eurem Herrn, daß er mir einen Tag andeute, wo Zweikampf über ihn und mich entscheide.“

Daß Zweikampf in dem rohen Zeitalter, in welchem Ida lebte, in streitigen Fällen öfteers entscheiden mußte, haben wir nicht nöthig Euch, geschichtskundige Leser! zu erzählen; daß aber Walstorp, bey dem vollen Bewustseyn seiner Schuld, ihn deshalb zur Entscheidung wählte, weil er sich auf die Stärke seines Arms verlies, und der Glaube, daß es in einem gerichtlichen Zweikampfe auf etwas mehr, als Stärke und Geschicklichkeit ankäme,

fern

fern von ihm war — dies, liebe Leser, müssen wir Euch sagen.

Dedo und die Seinigen zitterten, als sie diese Aeußerungen des Frevlers vernahmen; doch war es Schauder und Entsetzen nicht allein, warum sie zitterten, sondern vorzüglich Furcht und Verlegenheit. Nach den Gebräuchen seines Zeitalters konnte Dedo dem frevelnden Ritter den angebotenen Zweikampf nicht verweigern, wenn er sich nicht dem Verdachte aussetzen wollte, ihn fälschlich beschuldigt zu haben; und auf seine gerechte Sache sich zu verlassen, hierzu war Dedo zu wenig abergläubisch. Ehre foderte ihn zu dem Zweikampfe auf, da ihn hingegen Liebe zu den Seinigen und Furcht vor dem Tode davon abmahnten. Ida und Reventlau lasen seine Unentschlossenheit, so wie den Kampf in seinem Busen, aus seinen Mienen und indeß Reventlau darüber nachdachte, wie des Grafen Ehre zu retten wäre, ohne sein Leben in Gefahr zu

setzen, fragte Ida ängstlich nach dem Entschlusse ihres Gemahls.

„Den weis ich selbst noch nicht“ — antwortete Dedo. — „Laßt uns gemeinschaftlich nachdenken!“

Ida. Sollte es nicht möglich seyn, die Bewohner unsres Landes zu belehren, daß Entscheidungen durch Zweikampf keine Entscheidungen Gottes sind?

Dedo. Nein, liebes Weib, dies würde noch weniger möglich seyn, als wider den Strom zu schwimmen. Allgemein angenommene Meynungen lassen sich nicht mit einem male austilgen, so sehr ihnen auch gesunder und prüfender Verstand widersprechen mag. Wage einen Versuch in Absicht des Vorurtheils, das uns jezt alle unruhig macht; und unter hundert Ditmarsen werden sich neun und neunzig wider Dich empören.

Ida. Ich fürchte das nicht, da mein theurer Gemahl unter hundert Ditmarsen gewiß von neun und neunzigen geliebt wird. Sollte

diese Liebe nicht mächtiger in ihren Herzen seyn, als jenes Vorurtheil?

Dedo. Nein, Ida, Vorurtheile mit der Muttermilch eingesogen, endigen sich gewöhnlich nur mit dem Umlaufe des Blutes.

Ida. Wird aber Walstorp nicht dadurch schon zum strafbaren Empörer, daß er es wagt, seinen Lehnsherrn zum Zweikampf zu fodern?

Reventlau. Eine Frage, edle Gräfin, die Jeder, welcher frei von Vorurtheilen ist, mit Ja beantworten wird, aber der vorurtheilsfreien Menschen ist eine kleine Zahl.

Dedo. Wohl recht, Herr Ritter, und die Mächtigern dieser Erde müssen sich noch mehr nach angenommenen Vorurtheilen bequemen, als die Bewohner der Strohhütten dies nöthig haben. Mehrere Lehnsherren und mächtigere Fürsten, als ich, erkannten dies schon und weigerten in ähnlichen Fällen, als dieser traurige ist, in welchem ich mich jezt befinde, ihren Lehnsleuten den angebotnen Zweikampf nicht. Einige kämpften selbst mit ihnen, an-

dere stellten Kämpfer an ihrer Statt. Ich fürchte, daß ganz Deutschland mich einen Feigherzigen, vielleicht einen Verächter Gottes schelten oder dreist behaupten würde, ich hätte Walstorp grundlos beschuldigt, wenn ich mich weigerte mit ihm zu kämpfen.

Ida. Schrecklich! Also will mein Gemahl nicht nur dem Tode, sondern neben ihm auch der Gefahr, gebrandmarkt zu sterben, sich Preis geben?

Dedo. Ich glaube immer noch das Beste zu wählen, wenn ich dies thue, weil mir so doch wenigstens noch die Hofnung übrig bleibt, meine Ehre unverletzt zu erhalten. Ich werde kämpfen, aber sey ruhig, liebe Ida, der Beschützer der Unschuld wird mich beschirmen. Ich siegte ja schon oft über Kämpfer, welche allgemein in dem Rufe seltener Tapferkeit und Stärke standen, warum sollte Gott mir nicht auch jezt den Sieg verleihen, warum den Unschuldigen nicht schützen? Fest vertraue ich

ihm

ihm und hoffe dies auch von meinem frommen Weibe.

Ida. Gott verzeihe es mir, daß diesmal mein Vertrauen so klein, meine Furcht hingegen so groß ist. Liebt mich mein Dedo, o so setze er sich über ein so furchtbares Vorurtheil hinweg!

Dedo. Ich bitte Dich, bestes Weib, fodere kein Opfer von mir, das ich Dir nicht bringen kann! Ehre ruft mich zum Kampfe, ich folge ihrem Rufe und, ich wiederhole es, in mir lebt die feste Zuversicht: daß ich als Sieger zurück kehren werde.

Reventlau. Auch in mir gnädiger Herr lebt sie. Hört einen Vorschlag von mir, wie Eure Ehre gerechtfertigt und Eurer Frau Gemahlin zugleich alle Furcht benommen werden kann. Ernennt mich zum Kämpfer für Euch und fürchtet nicht, daß Walstorp, noch im Besitze der vollen Mannskraft, den greisen Reventlau besiegen wird. Erliegt in einem solchen Zweikampfe der Schuldige, so könnet Ihr

 dem

dem mannhaften Ritter einen Knaben entgegen stellen. Doch auch ohne Rücksicht hierauf, sehet hier einen Beweis, daß in meinem Arme zwar das Alter zittert, doch aber ihm noch Kraft und Stetigkeit genug übrig gelassen hat, um mit Jedem kämpfen zu dürfen.

Nach diesen Worten zog der Greis sein Schwerd, schwang es sausend in der Luft und stieß es dann mit Riesenkraft bis an die Hälfte seiner Länge in eine Säule, welche nebst einigen andern die Decke des Saales stützte, in welchem sich Reventlau eben befand.

Dedo. Viel, und wahrscheinlich mehr als Walstorp vermag! Aber nein, edelmüthiger Mann, um die Furcht meiner Gattin zu mindern, will ich nicht Eure Kinder mit Furcht für ihren würdigen Vater erfüllen. Auch von Dir, theureste Ida, ist es gewiß fern, des Ritters edles Erbieten anzunehmen.

Ida. O daß nur der Gedanke, selbst zu kämpfen eben so fern von Dir wäre!

Zum ersten male vielleicht hatte jezt Ida nicht völlig die Wahrheit gesagt. Fern war es zwar wohl von ihr, laut zu sagen: daß Reventlau statt ihres Gemahls kämpfen möchte; aber im geheim konnte sie sich dieses Wunsches nicht erwehren — und wie konnte ihr dies auch möglich seyn, da sie ihren Gemahl mit so voller Zärtlichkeit liebte? Daß er Reventlaus Erbieten annehmen möchte, bat sie ihn also nicht, aber unzählig oft wiederholte sie die Bitte, dem Empörer Walstorp den Zweikampf zu weigern, so wie Reventlau den Grafen auch unzählig oft beschwor, ihn für sich fechten zu lassen.

Alle diese Bitten vermochten nicht des Grafen Entschluß zu ändern. „Ich kämpfe selbst“ — sprach er endlich im ernsten Tone des aufwallenden Unwillens — „und Ihr verschwendet nicht länger nutzlose Worte.“

Der Tag zum Kampfgerichte wurde festgesetzt, und nahete sich bald genug, der mit banger Ahndung ihn weinend erwartenden Ida.

Graf Etheler und Siegfried von Reventlau waren die Kampfrichter.

Wir sagen unsern Lesern nichts vom üblichen Brauche bey einem Kampfgerichte, da schon vor uns ein Mann so schön als richtig davon gesprochen hat*), sondern melden nur den Ausgang des Kampfes.

So sehr auch Dedo seine Gemahlin gebeten hatte, keine Zuschauerin des Kampfes zu werden, so wenig war es ihr möglich, zurück zu

*) Herr Wächter — denn dies ist, so viel wir wissen, Veit Webers wahrer Name — im zweiten Bande seiner vortreflichen Sagen der Vorzeit, die ohne Zweifel keinem unserer Leser unbekannt sind. Bey dieser Gelegenheit können wir uns nicht entbrechen, diesem wackern Manne laut für die reizende Unterhaltung zu danken, die uns, wie jedem Leser, seine Sagen gewährten.

zu bleiben. Mit dem festen Vorsatze, die Bitte ihres Gemahls, ihre Thränen zurück zu halten, damit man sie nicht als Zeugen seiner Schuld ansehen möchte, zu erfüllen, sahe sie dem Kampfe zu und blieb einige Minuten diesem Vorsatze treu.

Der Kampf hatte begonnen und alles Volk jauchzte laut, als Walstorp zuerst verwundet wurde, doch bald verwandelte sich dies Jauchzen in Klagen, da auch Graf Dedo eine Wunde erhielt. Jezt vergaß Ida ihres Vorsatzes und ihre Thränen rannen häufig, indes Zittern für ihren Gemahl jedes ihrer Glieder bewegte.

Schon flos das Blut beider Kämpfer, aber noch fochten beide so muthvoll, als ob sie keine Lebenskraft verloren hätten. Jezt durchbohrte der Graf mit seinem Schwerdte Walstorps Brust. Er fiel und die bebende Ida dankte Gott für die Erhaltung ihres Gemahls. Sie dankte zu früh. Walstorp raffte alle seine Kräfte zusammen, sprang auf und stieß sein Schwerdt wüthend in das Herz des Grafen.

zu schwach, es wieder aus der Wunde zu ziehen, sank er auf den Boden und mit ihm zugleich der Graf. In dem nämlichen Augenblicke stürzte Ida leblos nieder; und laute Klagen der versammelten Menge erfüllten die Luft. Die Griesvärtel und Kampfrichter eilten herbey und fanden den Ritter Walstorp schon todt. Einer von ihnen zog sein Schwerdt aus der Brust des Grafen. Ein Strom Blutes schoß aus der Wunde, Dedo stöhnte und seine Seele entfloh.

Stumm und starr sahen alle Zuschauer die Schreckensscene, endlich schrien einige: „Walstorp ist schuldig!" — „Ja er ist es — setzten andre hinzu — „und bey den Teufeln wird er nun jauchzen, daß er seinen Zweck doch noch erreichte und des Grafen Herz besser traf als seine Miethlinge."

„Walstorp ist schuldig" — riefen Etheler und Reventlau, welche vor Schrecken bisher vergessen hatten, den richterlichen Ausspruch zu thun.

„Nein

„Nein Walstorp ist unschuldig“ — schrieen dagegen Einige seines Anhangs — „starb nicht der Graf mit ihm zugleich?“

„Schweigt“ — riefen Andre wieder — „er starb später als sein Mörder!“

Indeß Dedo und Ida in ihr Schloß gebracht worden, daurte dies Lermen und Schreien noch lange fort, bis sich endlich die versammelte Menge verlief. Vergebens hoffte man, den Grafen wieder ins Leben zurück zu rufen. Sein Herz war durchbohrt und keine Spur des Lebens mehr in ihm. Besser gelangen diese Bemühungen bey seiner ohnmächtigen Gemahlin. Sie erwachte, aber dies Erwachen war schrecklich, denn sie erwachte zur Raserey. Doch der Vorhang falle, um dies fürchterliche Schauspiel zu enden.

Viertes Kapitel.

Ida glaubt sich in Gefahr.

Seit zwölf Tagen war Dedos Leichnam schon der Verwesung übergeben, als die unglückliche Wittwe wenigstens so weit von ihrer Krankheit hergestellt war, daß sie nicht mehr Anfälle von Raserey hatte. Bisher waren diese vielleicht zu ihrem Glück gewesen, denn ihrer selbst unbewußt empfand sie auch den Schmerz nicht, welcher sie bey dem vollen Besitze ihrer Vernunft gefoltert haben würde. Zwar wurde sie auch nun noch eine Beute dieses Schmerzes, aber gewiß war er jetzt minder groß, als er vorher gewesen seyn würde, wo alles um sie her die Gräfin noch lebhafter an ihren Verlust erinnert haben würde.

Graf Dedo war von den Seinen zu aufrichtig geliebt und geehrt worden, als daß sie seiner schon nach wenig Tagen hätten vergessen sollen, aber doch schien es, als ob man

über

über der Lebenden des Todten vergäße. Man sprach weniger von Dedo als von Ida; und als die Nachricht von der beginnenden Genesung der letztern im Schlosse zu Bokeldeburg kund wurde, tönte Freude so laut darinnen, als sie vielleicht noch nie in einem Trauerhause tönte.

Nur die Genesende selbst war die Einzige, welche sich nicht freuete. Ihr erster zusammenhängender Gedanke war Klage über den Tod ihres Gemahls, der zweite hingegen trug viel zu ihrem Troste bey. Sie dachte an Ekbert, und kaum hatte sie nach ihm gefragt, als man ihn auch schon zu ihrem Lager führte. Reventlau hatte den zweijährigen Knaben einige Worte stammeln gelehrt, womit er die Freude über das Leben seiner Mutter ausdrückte. Diese machten tiefen Eindruck auf sie. Nur Uebermaas ihres Schmerzes hatte sie bisher verhindert, sich ihrer Genesung zu freuen, jetzt zündete die Freude ihres Sohnes auch in ihr Freude an.

„Ja

„Ja mein Ekbert“ — rief sie aus und drückte den Knaben zärtlich an ihre Brust — „es ist gut, daß ich lebe und um Deinetwillen will ich mich meines Lebens freuen und der Wunsch, nicht wieder erwacht zu seyn, soll fortan nicht mehr in mir entstehen.“

„Für diesen Vorsatz lohne Euch Gott, edle Frau“ — erwiederte Reventlau.

Ida blieb wenigstens in so fern ihrem Vorsatz getreu, daß sie jenen Wunsch, wenn er ja bisweilen in ihr sich regte, nicht nährte, sondern sogleich unterdrückte. Herbe Thränen flossen zwar oft dem Andenken des entrissenen Gemahls, aber doch bemühete sich Ida, ihren Schmerz zu mäßigen; und Hodikas und Reventlaus Gesellschaft und tröstlicher Zuspruch trugen nicht wenig dazu bey, ihr diese Bemühung zu erleichtern. Noch schnellere Fortschritte, als in Besiegung ihres Schmerzes, machte Ida in ihrer Besserung. Nach drei Wochen war sie so vollkommen genesen,

daß

daß Bleichheit ihrer Wangen die einzige zurückgelassene Spur der Krankheit war.

Den Tag nachher als sie sich den, sie freudig bewillkommenden, Bewohnern Bokeldeburgs zum ersten male wieder öffentlich gezeigt hatte, schied Graf Etheler von ihr. Theilnahme hatte ihn bisher zurückgehalten, jetzt beym Abschiede versicherte er die Gräfin, daß es ihm herzliche Freude machen würde, wenn sich irgend einmal eine Gelegenheit zeigte, ihr durch Dienstleistungen thätige Beweise seiner achtungsvollen Freundschaft geben zu können; und die Gräfin von Ditmarsen freuete sich innig, in diesem würdigen Manne einen neuen Freund gefunden zu haben.

Ehe wir unsere Leser berichten, ob die Gräfin jemahls die Dienste ihres neuen Freundes bedurfte, glauben wir ihnen sagen zu müßen, wer er war.

Etheler stammte aus dem Hause der Grafen von Stade, seine Besitzungen schränkten sich aber beynahe einzig auf die Burg Elstorp

ein.

ein. Des Landes hatte er also wenig, aber der Tapferkeit und des allgemeinen guten Rufs dagegen desto mehr. Schon als Knabe von dreizehn Jahren hatte er gegen die Normänner rühmliche Beweise von der erstern abgelegt, und in spätern Jahren gab er diese unter den Heeren der deutschen Kaiser.

Jetzt war Etheler sechzig Jahr alt und Sorgfalt für die Größe seines Hauses, hatte ihn dieses Alter erreichen lassen, ohne sich zu vermählen. Er wollte, daß der Theil, welchen er von der Grafschaft Stade besaß, wieder an die Hauptlinie zurückfallen sollte und blieb daher unbeweibt, ob gleich zuweilen in seinem Herzen Liebe entzündet worden war.

Er hatte in der ganzen umliegenden Gegend den Ruf eines Mannes sonder Tadel; und eben dieser Ruf war die Ursache, daß Dedo und Walstorp ihn gleichstimmig zum Kampfrichter erwählten. Man hatte eilend einen Boten nach Elstorp gesandt, um den Grafen zu bitten, daß er die Wünsche der

Kämpfer

Kämpfer erfüllen, nach Bokeldeburg kommen und über sie richten möchte.

Etheler kam dieser Aufforderung sogleich nach, doch bemühete er sich, die Kampflustigen von ihrem gefahrvollen Vorhaben abzumahnen, richtete aber bey aller seiner Mühe nichts aus.

In Elstorp schon hatte er zu viel Löbliches von der Gräfin von Ditmarsen gehört, als daß er nicht mit hoher Achtung für sie erfüllt, nach Bokeldeburg hätte kommen sollen. Diese Achtung vermehrte sich, als er hier noch mehr Gutes von ihr vernahm, auch selbst sie handeln sah und theilnehmendes Mitleid, das sich Anfangs zu dieser Achtung gesellte, verwandelte sich bald in Freundschaft. So viel für jetzt von Etheler, um von ihm wieder nach Ditmarsen zurückzukehren.

Walstorps Bruder Gero und sein Schwager Bocholt, hatten neben seinen Gütern, auch seinen Haß gegen Ida und ihre Kinder geerbt. Sie, die sich vielleicht über Wal-

storps Tod nichts weniger als betrübten, da sie sich des reichen Erbes, das er ihnen verschaffte, gar höchlich freueten, klagten dennoch laut und bitter über diesen für sie so schmerzlichen Verlust. Sie klagten den Grafen Dedo gegen Jedermann als Walstorps Mörder an und verbargen ihren Vorsatz nicht, an des Grafen Hinterlassenen zu rächen, was er ihrem Bruder gethan hätte. Laut schnaubten sie Rache, aber es war weniger Rache, was in ihnen brannte, als Begierde: unter diesem Vorwande sich auf Kosten des gräflichen Hauses zu bereichern.

Sie sammelten daher ihre Dienstmannen, verbanden sich mit einigen Unzufriednen — (denn in welchem Lande giebt es nicht Unzufriedene, wenn auch der Herr desselben sich noch so eifrig bestrebt, die Liebe seiner Unterthanen sich zu erwerben) — und begannen mit dieser Schaar einige gräfliche Güter zu verwüsten, die nicht fern von ihren Burgen lagen. Die Nachricht drang nach Bokeldeburg,

als eben Ritter Siegfried, der den Grafen Etheler einen Theil des Weges begleitet hatte, wieder zurück kehrte. Erschrocken gieng ihm die Gräfin entgegen und wunderte sich nicht wenig, den Ritter, als sie ihm die traurige Mähr kund gemacht hatte, so ganz gleichgültig dabey zu sehen.

„Seyd unbekümmert edle Gräfin“ — tröstete sie Ritter Siegfried — „die Aufrührer sind zu ohnmächtig, als daß sie Furcht verbreiten könnten. Auf meinem Rückwege kam mir schon die Kunde von diesem Aufruhre zu Ohren, weshalb ich bey einigen Edlen einsprach, um sie aufzufodern, daß sie sich mit den Ihrigen rüsten möchten. Eilend und freudig thaten dies alle und morgen werden sie vor unsere Feste rücken, wo ich mich, nebst noch mehreren Getreuen, mit ihnen vereinigen werde. Wir ziehen dann aus, die Empörer zu züchtigen und Ihr, edle Frau, könnt indessen so ruhig auf Eurem Schlosse hausen,

 als

als ob wir uns zu einem Jagen versammelt hätten.“

„Kann ich ruhig seyn„ — fragte Ida — „wenn Ihr mit den mehresten Getreuen meines Hauses von hinnen ziehet, und mich ohne Schutz zurück lasset?“

„Ihr bedürft keines Schutzes, da Ihr keinen Angrif zu fürchten habt“ — antwortete Ritter Siegfried — „und überdies werden noch der wackern Männer genug bey Euch daheim bleiben. Morgen mit Tages Anbruch ziehen wir aus, um nach wenig Tagen wieder zu kehren.“

Des andern Tages also zogen die Getreuen des gräflichen Hauses schon aus zum Kampfe und die guten Wünsche der Gräfin begleiteten sie; aber mehr als dieser Wünsche war der Gräfin Herz banger Ahndungen voll, so emsig sich auch Reventlau, ihr begreiflich zu machen bestrebte, daß kein Schein von Gefahr zu befürchten wäre. Die Versammelten ernannten hierauf den tapfern Greis einstimmig zu ihrem

ihrem Anführer, eine Wahl die der Gräfin vollkommensten Beyfall hatte. Sie sahe den Auszichenden nach, bis sie sie aus dem Gesichte verlor, wischte sich dann eine Thräne vom Auge, küßte ihren Ekbert, und sprach seufzend: armer Knabe, wie mannigfache Gefahren drohen Dir noch, ehe Du Dein Eigenthum selbst vertheidigen kannst!

„Das kümmere meine Freundin nicht“ — richtete Hodika sie auf — „Ihr mit Eurem Sohne habt nichts zu fürchten, denn die Liebe Eures Volkes, die Ihr Euch in so vollkommenem Grade zu erwerben wußtet, schützt Euch und ihn. Sahet Ihr nicht, mit welcher Freude Alle für Euch in den Kampf giengen?“

„Dies sahe ich“ — antwortete Ida — „und dies sey mein Trost!“

Reventlau fand sich in seiner Hofnung getäuscht. Der Aufruhr war nicht sobald zu dämpfen, als er erwartet hatte, im Gegentheile schien das entzündete Feuer sich weiter ausbreiten zu wollen; denn kaum hatte sich Re-

ventlau mit den Seinigen Walstorps Schaar entgegen gestellt, als er zwei hundert Reisige sich mit ihnen vereinigen sahe. Die bestäubten Rüstungen dieser Ankommenden bewiesen, daß sie aus der Ferne kämen, wodurch Reventlau auf den gerechten Verdacht gebracht wurde, daß ein abgünstiger Nachbar sich in die ditmarsischen Streitigkeiten mische. Reventlau konnte nicht entdecken, welches dieser Nachbar seyn müße, weil alle Schilde der Angekommenen leer und ihre Feldbinden schwarz und roth waren, beydes Farben welche Reventlau noch nie bey den Kriegern eines der benachbarten Fürsten gesehen hatte.

Auch aus den Bewohnern von Ditmarsen selbst erhielt die Schaar der Aufrührer Vermehrung. Ihre Anführer hatten ausgesprengt: Dedo habe mit vergifteten Waffen gegen Walstorp gefochten; ein Gerücht das hier und da um so eher Beyfall erhielt, weil Walstorp und Bocholt zwei Mönche erkauft hatten, welche es im ganzen Lande verbreiteten. Viele zweifelten

selten zwar, daß ihr verehrter Graf eines solchen Bubenstückes fähig gewesen wäre. Viele waren aber auch dagegen der Meinung, daß die heiligen Männer es nicht sagen würden, wenn es nicht Wahrheit wäre.

Die Nachricht von der weitern Verbreitung der Empörung drang auch bald nach Bokeldeburg, und vermehrte die Furcht der zagenden Gräfin. Alle, die um sie waren, sprachen ihr Trost ein und suchten sie vorzüglich dadurch aufzurichten, daß sie sie erinnerten: Bokeldeburg habe ja der Uebermacht der Wenden widerstanden, daher die Gräfin jetzt um so eher darinnen sicher seyn könnte. Hodika rieth ihr, dem Grafen Etheler Nachricht zu geben, was seit seiner Abreise in Ditmarsen vorgegangen wäre, konnte aber zugleich ihre Verwunderung nicht bergen, daß ihre Freundin, bey so geringem Anscheine von Gefahr, so zaghaft war.

„Eben dies ist es, was meine Furcht noch vermehrt“ — antwortete Ida — „Kann

 meine

meine Furcht, die Euch und allen so unnöthig und übertrieben scheint und es vielleicht auch ist, etwas anders als Ahndung seyn?"

„O nein" — antwortete Hodika — „das ist sie gewiß nicht. Ich halte sie bloß für eine Folge Eurer jetzigen Stimmung; denn Kummer und Mißmuth, die öfters sogar Hofnung in Furcht verwandeln können, erzeugen auch die Eurige."

Unentschlossen, ob sie dem Rathe ihrer Freundin folgen und den Grafen Etheler zu ihrem Beystande herbey rufen sollte, verstrichen der Gräfin von Ditmarsen zwei bange Tage. Am Ende des zweiten wurde ihre Furcht noch vergrößert, doch unmittelbar nachher auch wieder vermindert. Der Burgwächter meldete ihr: er habe in der Ferne einen Troß Reisige bemerkt, welche gerade auf die Feste zusprengten. Die Gräfin fürchtete die Ihrigen geschlagen und vermuthete, daß diese Reisigen die nämlichen wären, welche sich, wie man ihr berichtet hatte, mit den Empö-

rern verbunden hätten. Auch in den Herzen der übrigen Bewohner der Festung zündete diese Vermuthung Furcht und Schrecken an. Alle wehrhafte Männer griffen zu den Waffen, um die herannahenden Feinde wieder hinweg zu schlagen. Die ganze Stadt war in Aufruhr, bis endlich der Burgwächter der Gräfin jauchzend verkündigte, daß die Schrecken verbreitenden Reisigen Graf Ethelers Panier bey sich führten.

„O so laßt uns fröhlich seyn“ — rief die Gräfin aus — „denn Graf Etheler kömmt gewiß nicht als Feind zu uns!“

Noch sprach die Gräfin, da hörte sie eine Trommete ertönen. Es war ein Herold, von den Ankommenden abgesandt, um zu verkündigen, daß Graf Etheler heran zöge, der Gräfin von Ditmarsen seine Dienste anzubieten. Man öffnete eilend die Thore und die Gräfin gieng freudig ihrem Freunde entgegen, um ihm für seinen unvermutheten Beystand zu danken. Etheler rastete in Bokeldeburg und

gieng dann, mit Tages Anbruch zu Reventlaus Schaar ab.

Graf Etheler hatte kurz nach seiner Heimkunft nicht nur von dem Aufruhre in Ditmarsen Kunde erhalten, sondern auch von dem ausgesprengten Gerüchte: daß Dedo mit vergifteten Waffen gefochten hätte. Er machte sich daher selbst dahin auf, theils um der Gräfin nöthigenfalls wider die Aufrührer beyzustehen, theils auch um seine Ehre zu rechtfertigen, denn außer dem Andenken des Grafen Dedo hatte man durch das ausgebreitete Gerücht auch des Grafen Ethelers Ehre beschmitzt, weil es ihm als Kampfrichter allerdings nicht gleichgültig seyn konnte, ob Graf Dedo mit gerechten Waffen gefochten hatte, oder nicht.

Sobald er nun bey den Ditmarsischen Getreuen angekommen war, machte er nebst dem Ritter Siegfried bekannt, daß Jeder, welcher das grundlos ausgesprengte Gerücht nachzusagen wagte, sein und Reventlaus Feind wäre und mit ihnen kämpfen müße, wenn er nicht

für einen frechen Lügner gehalten seyn wollte. Auch schwor er bey seiner ritterlichen Ehre, daß sich Graf Dedo beym Kampfe wider Walstorpen gerechter und gleicher Waffen bedient hätte.

Jene Auffoderung und dieser Schwur wurden beyde auch bald im feindlichen Lager bekannt, wo sie nicht ohne Wirkung blieben. Vorher schon hatte zwar Reventlau allein das nämliche bekannt machen lassen, allein es gelang Walstorpen, ihn bey den Seinen als einen Söldling der Gräfin von Ditmarsen zu verschreyen, dem man nicht glauben dürfe. Vergebens bemühte er sich hingegen, einen Mann in übeln Geruch zu bringen, den sein Bruder selbst als einen Ritter sonder Tadel anerkannt hatte. Der Schwur dieses Mannes galt vielen von Walstorps Schaar mehr, als das Gesprenge seiner Genoßen und der erkauften Mönche. Sie verließen sein Panier, um unter Reventlaus Anführung für die gerechte Sache zu fechten.

Zwei

Zwei Tage nach Ethelers Ankunft wurden die Aufrührer angegriffen und nach hartnäckigem Widerstande geschlagen. Die unbekannten Reisigen waren die Tapfersten unter ihnen; und ihrer Gegenwehr allein, dankten es Walstorp und Bocholt, daß sie sich in die Burg des erstern werfen konnten. Die Sieger umschloßen hierauf die Burg und sendeten einen Eilboten nach Bokeldeburg, den erhaltenen Sieg zu verkündigen und Belagerungswerkzeuge zu begehren.

Bald kehrte dieser Bote mit der Nachricht zurück, daß mehrere Wagen mit Mauerbrechern, Sturmleitern und andern zur Belagerung nöthigen Werkzeugen nachfolgten. Zugleich meldete er dem Ritter Siegfried, daß die Gräfin von Ditmarsen mit ihm zu sprechen wünschte und ihn daher bitten ließe, eilend nach Bokeldeburg zu kommen. Ohne Verzug machte sich Ritter Siegfried auf, nachdem er den Seinigen geboten hatte, dem Grafen Etheler gleich ihm zu gehorchen.

Fünftes Kapitel.

Ida beschäftigt sich mit Staatshändeln.

Was befiehlt meine gnädige Frau von ihrem treuen Diener" — trat Ritter Siegfried in das Gemach der Gräfin von Ditmarsen.

„Ich wollte Euch nicht nur danken, Herr Ritter" antwortete die Gräfin — sondern auch Euren Rath hören."

Reventlau. Der sey Euch unverhalten, Edle Gräfin. Vermuthlich betrift er doch die fürderhin wider die Empörer zu treffenden Maasregeln.

Die Gräfin. So ists Herr Ritter. Was rathet die Klugheit?

Reventlau. Was Euch wahrscheinlich nicht unbekannt seyn wird, so wie Ihr diesen Rath ohne Zweifel um so lieber befolgen werdet, da er Euch erlaubt Eurer Milde gemäs zu handeln.

Die Gräfin. Es freuet mich, Herr Ritter, daß unsere Meinungen zusammen stimmen, wovon ich beynahe das Gegentheil fürchtete weil Ihr Belagerungswerkzeuge verlangtet.

Reventlau. Dies geschahe bloß, um die Empörer in Furcht zu setzen und daneben auf alle Fälle gefaßt zu seyn. Ich vermuthete vorher, daß Ihr, edle Gräfin, nicht die verdiente Strenge, sondern Milde gegen die Aufrührer anwenden würdet, so unwürdig sie auch dieser sind. Klugheit will hier das nämliche, was Euer Herz Euch befiehlt, da die Empörer von einem feindseligen Nachbar unterstützt werden.

Die Gräfin. Zu welchem sie wahrscheinlich fliehen würden, wenn man sie aufs Aeußerste brächte. Allein auch ohne Rücksicht auf diese Gefahr, ist meine Bitte an Euch, sie durch Güte zu ihrer Pflicht zurück zu führen zu suchen. Doch wünschte ich allerdings, daß der Widerruf, der von den Empörern gewagten

Beschimi-

Beschmitzung der Ehre meines seeligen Herrn, zu der ersten Bedingung des Vergleichs gemacht würde. Die zweite wäre, daß sie in Eure Hände, mir und meinem Sohne den Eid der Treue schwören. Dies Herr Ritter, ist es, was ich Euch sagen wollte, ich lasse Euch nun völlige Freiheit, die Meinungen eines jungen Weibes nach Eurer, durch Weltkenntniß geläuterten, Erfahrung zu verbessern.

Reventlau. Glaubt nicht, edle Frau, daß es blos Erwiederung dieser für mich so schmeichelhaften Worte ist, wenn ich Euch versichere, daß ich die von Euch mir vorgezeichneten Verhaltungsregeln, für die besten und weisesten halte. Erlaubt mir nun von Euch zu scheiden, damit ich ihnen bald nachkommen kann.

So bald Reventlau wieder im Lager eintraf, lies er den Aufrührern die Bedingungen bekannt machen, unter welchen sie Verzeihung ihres Frevels erhalten sollten. Sie weigerten sich, sie anzunehmen und als Reventlau zum dritten male den Herold an sie sendete, wiesen sie ihn

mit

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

mit einem Pfeilregen unangehört und schimpflich zurück. Sie auf mildere Gesinnungen zu bringen, blieb demnach kein anderes Mittel übrig, als sie in ihrer Burg zu ängstigen. Reventlau bediente sich der indessen angekommenen Belagerungswerkzeuge und bewirkte damit, was er gehofft hatte. Die Aufrührer ergaben sich, erklärten das Gerücht von der Waffenvergiftung für bösen Leumund und schworen Ekbert, dem jungen Grafen von Ditmarsen den Lehnseid.

Die billige Gräfin erhielt also was sie begehrte; aber eine dritte Bedingung, welche Reventlau für gut hielt, den Empörern aufzulegen, schrieb er ihnen nutzlos vor. Er hatte zu wissen verlangt, wer ihnen die muthvollen Reisigen zu Hülfe gesandt hätte, allein standhaft verweigerten die Belagerten die Antwort hierauf. Sie schworen: sich eher unter dem Schutte ihrer Mauern begraben zu lassen, als ihre Bundesverwandten zu verrathen; und machten dagegen auf ihrer Seite zum ersten

Punkte

Punkte des Vergleichs: daß Etheler und Ritter Siegfried bey ihrer ritterlichen Ehre schwören mußten, die Reisigen von hinnen ziehen zu lassen, ohne ihnen einen der Ihrigen zur Obacht nachzusenden.

Die Sieger zogen nun wieder gen Bokeldeburg, wo sie durch den ehrenvollsten Empfang überrascht wurden. Die Gräfin war ihnen bis an das Thor entgegen gegangen, durch welches sie ziehen mußten. An ihrer Seite gieng Poppo, den kleinen Ekbert auf dem Arme. Eine zahllose Menge Volkes folgte ihr. Das Jauchzen desselben war das Erste, was die Ankommenden vernahmen; aber feierliche Stille herrschte auf Poppo's Wink, als jene das Thor erreichten. Und jezt dankte die Gräfin laut und feurig, zuerst dem Grafen Etheler für den geleisteten Beystand, dann den ditmarsischen Edeln und allem Volke für die ihr und dem jungen Erbgrafen bewiesene Treue. Dann blickte sie ihren Sohn an und der Kleine rief stammelnd aus:

„Ich danke Euch edle Männer!“

Allgemeiner Jubel schallte laut und Ritter Siegfried mußte mehrere male rufen, ehe die Stimme des ganzen Volks verstummte. Jezt war es still und der ehrwürdige Greis begann:

„Wer ein wackerer Ditmarse ist, der schwöre mit mir, dem Grafen Ekbert von Ditmarsen treu und hold zu seyn bis in den Tod.“

„Wir schwören es,“ riefen Alle; und die Schwerdter aller Krieger flogen, als mit einem Zuge, aus den Scheiden. Die Gräfin von Ditmarsen sagte noch einmal den Ihrigen Dank, und noch einmal stammelte ihn der kleine Ekbert, worauf die Krieger mit allgemeinem Frohlocken in die Feste zogen.

Unsere Urväter schlossen gewöhnlich jeden frohen Tag mit einem Freudengelage, eine Sitte, welcher auch die Gräfin von Ditmarsen gemäs handelte. Auf ihrem Schlosse schmaußten und zechten Graf Etheler und die Edeln des Landes; und die Dienstmannen und Knechte waren im Hofe des Schlosses nicht minder

fröhlich,

fröhlich, als ihre Herren in den Gemächern desselben. Graf Etheler verweilte einige Tage in Bokeldeburg, dann zog er mit den Seinigen wieder heim und hielt sich durch den schönen Dank der Gräfin von Ditmarsen für seinen Kriegszug sattsam belohnt.

Glücklich langte er in seiner Burg zu Elstorp an, aber noch nie hätte sie ihm so öde geschienen, und noch nie hatte ihm der Aufenthalt darinnen so wenig gefallen als jezt. Er wünschte noch in Bokeldeburg zu seyn, wo ihm die Zeit in Gellschaft der Gräfin von Ditmarsen und des biedern Reventlau, so angenehm dahin geschwunden war. Er fand für den Verlust beider auf seiner Burg keinen Ersatz, denn unter seinen wenigen Lehnsleuten war keiner, den man dem würdigen Reventlau hätte vergleichen können; und eine alte mürrische Haushälterin sahe er jezt statt der Gräfin von Ditmarsen um sich. Diese vermißte er demnach noch mehr als den Ritter Siegfried.

Die liebenswürdige Ida hatte Eindruck auf den Grafen Etheler gemacht und unsern Lesern, welchen dies bey seinem Alter vielleicht auffallend seyn möchte, können wir versichern, daß Etheler blos den Jahren nach sich dem Greisenalter näherte. In jeder andern Rücksicht war er noch ein Mann in voller Blüthe, welchen Jeder der ihn sahe um viele Jahre jünger schätzte. Auch war dieser Eindruck sehr von dem unterschieden, welchen Ida auf einen Jüngling gemacht haben würde, doch aber wenigstens nicht minder tief.

Aus dem Vorhergehenden wissen unsere Leser schon, daß Etheler voll hoher Achtung, für Ida nach Bokeldeburg kam, und daß diese Achtung mit Mitleid verbunden, sich bald zur Freundschaft ausbildete. Bey seinem zweiten Aufenthalt in dieser Festung wurde seine Achtung für die Gräfin noch vermehrt, da er mannichfache Gelegenheit hatte, sie in jedem Verhältnisse, in jeder Lage zu bewundern. Als Weib im allgemeinen, so wie als Mutter, als Freun-

din

din und als Regentin im besondern, zog Ida seine Bewunderung gleich stark auf sich und in dem Grafen entstand der Wunsch, jünger zu seyn, um der reizenden Gräfin von Ditmarsen seine Hand anbieten zu können, ein Wunsch der freilich nicht erfüllt werden konnte. Um ihn daher im Keim zu ersticken und ihm, durch Entreißung von Idas Anblicke, die Nahrung zu benehmen, verlies Etheler Bokeldeburg früher als Anfangs sein Wille gewesen war, und die Bitten der Gräfin vermochten ihn nicht zurückzuhalten.

Etheler erreichte durch diese Flucht seine Absicht nicht, denn der Wunsch, den er zu unterdrücken strebte, kehrte nicht nur in Elstorp zurück, sondern begann auch bald noch lebhafter zu werden als vorher, da alles um ihn her den Gedanken erregte, daß er unbeschreiblich glücklicher seyn würde, wenn jener Wunsch erfüllt werden könnte. Die Unmöglichkeit dieser Erfüllung erzeugte bald einen andern Gedanken. „Könnte dies geträumte Glück nicht

auch dein Loos werden, ohne eben um die Hälfte deiner Jahre verjüngt werden zu müssen?“ — fragte Graf Etbeler einige Tage nach seiner Heimkehr sich selbst.

So sehr er auch bemüht war, diese Frage für lächerlich zu erklären, so wenig gelang es ihm, den Gedanken an sie zu unterdrücken, im Gegentheil kehrte er immer wieder und erlangte mit jeder Wiederkehr neue Stärke. Er begann dem Grafen nach und nach weniger lächerlich zu scheinen, und nach kurzer Zeit schien er es ihm gar nicht mehr.

Wir wollen Euch, theure Leser, nicht den Gang seiner Gedanken vorzeichnen, noch Euch den Kampf schildern, in welchen Graf Etbeler mit seinen Empfindungen und Wünschen verwickelt war, sondern Euch nur die Entscheidung desselben berichten. Graf Etbeler vergaß den Unterschied des Alters, der zwischen ihm und der achtzehnjährigen Wittwe war und bald keimte der Entschluß in ihm auf: um ihre Hand zu werben.

Eine

Eine Mißhelligkeit, die zwischen ihm und dem Grafen von Stade, Udo dem Ersten, obwaltete, war ohne Zweifel ein starker mitwirkender Grund, warum Etheler jezt bey nahendem Alter einen Entschluß faßte, der einem in frühern Jahren gemachten so ganz entgegen war. Wodurch Udo seinen Unwillen auf sich gezogen hatte, melden unsere Urkunden nicht, sondern versichern nur im Allgemeinen, daß dieser Unwille gegen ihn und seinen Sohn vollkommen gerecht gewesen sey, welcher Versicherung wir um so mehr Glauben beimessen, weil Etheler jezt die Sorgfalt für die Größe seines Hauses mit einem male vergaß; denn Liebe allein konnte dies wahrscheinlich nicht bewirken, da sie gewiß jezt in dem Busen des sechszigjährigen Mannes weniger feurig war, als vorher, da Etheler noch in dem Jünglingsalter stand; und in diesem Alter hatte Liebe für sein Haus Geschlechtsliebe besiegt.

Auch diesmal geriethen diese beiden Arten der Liebe in Streit, aber Geschlechtsliebe siegte,

 weil

weil die Liebe und Sorgfalt für das Stadische Haus, durch verdienten Unwillen wider die jezigen Häupter desselben um vieles vermindert worden war. In Summa: Graf Etheler beschloß, so bald es der Wohlstand erlaubte, sich mit der Bitte um ihre Hand, an die junge Wittwe zu wenden.

Sechstes Kapitel.

Etheler kämpft nicht allein.

Zur Zeit, da durch den vorhin erwähnten Vorsatz der Selbstkampf des Grafen Etheler geendet worden war, erhob sich ein Streit in dem Busen der Gräfin von Ditmarsen. Nicht ganz bestimmt und deutlich, aber doch verständlich genug, gab Ritter Siegfried ihr zu bedenken, daß eine dritte Vermählung ihren Kindern und ihrem Volke gleich ersprießlich seyn würde. Welcher Gründe sich der Ritter

bediente, um diese Behauptung zu rechtfertigen, läßt sich aus dem schließen, was er einst mit der Gräfin zu Dedos Vortheile sprach. Ob jetzt schon Freundschaft für den Grafen Etheler, oder nur Freundschaft für Ida und Sorgfalt für Ditmarsens Bestes aus ihm sprach, ist uns unbewußt, doch verwendete er sich wenigstens späterhin für den Grafen Etheler so thätig, als vorher für den Ritter Dedo.

Gleich Anfangs blieben seine bedeutungsvollen Reden nicht sonder Eindruck, der um so mehr verstärkt wurde, da Ida schon vorher erwogen hatte, daß sie und die Ihrigen jetzt eines Vertheidigers nöthiger bedürften denn je. Mit Recht befürchtete sie, daß Walstorp und seine Genoßen nur nothgedrungen zu ihrer Pflicht zurückgekehrt seyn möchten und durch die Vermuthung: daß der unbekannte feindlich gesinnte Nachbar sie unterstützen würde, so bald sie einen zweiten Angrif wagten;

 ver-

vermehrte diese Furcht noch, welche Ida ihrer Freundin Hodika mittheilte.

Hodika rieth ihr ohne Zurückhaltung, was Reventlau nachher erst nur versteckt für diensam erklärte und wiederholte diesen Rath, so oft Ida jene Furcht äußerte, obgleich diese mit einem Rathe unzufrieden war, der ihr so wenig annehmlich zu seyn schien.

Auch in sich selbst spürte sie zwar Auffoderung zu einer neuen Vermählung, weil Liebe für die Ihrigen sie allerdings empfahl, doch regte sich auch wieder dagegen etwas, das sie ihr abrieth. Sie hatte bisher der Freuden so wenige, der Leiden hingegen so viel gehabt, daß in ihr der Zweifel aufstieg, ob nicht vielleicht eine dritte Ehe der Grund zu neuen Leiden werden möchte. Hodika, welcher sie diesen Zweifel nicht verbarg, gab sich zwar alle Mühe ihr denselben zu benehmen, aber vergebens bat sie ihre Freundin: sich nicht durch unnütze Furcht zu einem trügenden Fehlschluße verleiten zu lassen; denn Furcht und Zweifel

hatten sich ihrer zu sehr bemächtigt, um den Vorstellungen kalter Vernunft Gehör zu geben.

Sechs Monden lang hatte schon der Streit zwischen Sorgfalt, für das Beste der Ihrigen, und Furcht, durch eine neue Vermählung sich eine Quelle neuer Leiden zu öffnen, in dem Busen der jungen Wittwe gedauert, ohne entschieden zu werden, doch nun nahete sich die Zeit seiner Entscheidung. Graf Etheler kam nach Bokeldeburg und nach einem Aufenthalte von wenig Tagen erwies es sich, daß er nicht bloß als Freund gekommen war. Er warb um die Hand der Gräfin; und der Streit in ihrem Innern wurde nun nach kurzer Zeit zum Vortheile der Liebe, für ihre Kinder und ihr Volk entschieden. Graf Etheler wurde der Gemahl der Gräfin von Ditmarsen, und außer dem Ritter Walstorp und seinem Anhange freuete sich das ganze Land ihrer Wahl.

Jeder neue Tag gab den Grafen Etheler neue Ursachen zur Freude über seinen Ent-

schluß: sein eignes Glück nicht länger dem Besten unwürdiger Verwandten zu opfern; und Ida war so seelenvergnügt als er, daß sie die Furcht, welche schwarze Einbildungskraft in ihr erzeugte, besiegt hatte.

Vier Jahre vergiengen unserm Paare im ungestörten Genuße des ehelichen Glücks. Ida hatte ihren Gemahl während dieser Zeit mit zwei Töchtern und einem Sohne beschenkt, die zu Vermehrung desselben nicht wenig beytrugen. Zärtlich liebte Etheler diese Kinder, aber nicht minder zärtlich die Hinterlassenen des Grafen Luitbold, hatte dagegen aber auch die Beruhigung, zu sehen, daß seiner Gemahlin mütterliche Liebe für beyde gleich groß war.

Der Gräfin von Ditmarsen selbst und ihren Angehörigen begegnete zwar im Laufe dieser glücklichsten Zeit ihres Lebens nichts, wodurch ihre Zufriedenheit hätte gestört werden können, aber doch blieb sie nicht ganz trauerleer für sie. Hodika, diese ihr so theuer ge-

wordene Freundin, starb. Schon damahls, als sie zum zweiten male nach Bokeldeburg gekommen war, hatte ihre Gesundheit viel gelitten. Gram zehrte an ihrem Leben und zehrte es auf, ehe noch Ida die erste Wiederkehr des Vermählungstages mit Etheler feyerte. Sie hauchte ihren Geist aus voll fester Zuversicht, daß Gottschalk gewiß nicht unterlassen würde, sich seines Buthue anzunehmen, den die sterbende Mutter bis dahin ihrer Freundin und ihrem Gemahle empfahl und ihre Hofnung wurde erfüllt. Ein Jahr nach ihrem Tode kam Fürst Gottschalk zu Bokeldeburg an.

Die wachsende Macht der Wenden hatte den König Suend lange verhindert, das seinem Schwiegersohne gegebene Versprechen zu erfüllen, da es ihm unmöglich war, ein so starkes Heer aufzubringen, als zu einer Unternehmung wider die Wenden nöthig gewesen seyn würde. Ueberdies beschäftigte ihn die Ausführung eines Plans, den er zu seinem eigenen Besten entworfen hatte, zu einzig und erso-

erfoderte seine gesammten Kräfte zu ganz als daß er daran hätte denken können, sie zu Gottschalks Vortheil zu verwenden. Seine Absicht war, sich auf den dänischen Thron zu schwingen, welches ihm jedoch erst nach mehrerern Jahren gelang. Dem Fürsten Gottschalk nützte indessen ein für ihn glücklicher Zufall mehr, als die versprochene Hülfe seines Schwiegervaters.

Fürst Ratibor, der ihm sein väterliches Erbe geraubt hatte, griff den König Magnus von Dänemark an, doch nicht mit dem glücklichen Erfolge, dessen er sich geschmeichelt hatte. Sein Heer wurde geschlagen und er selbst blieb in diesem unglücklichen Treffen. Ratibor hinterlies acht Söhne, welche es ihr erstes Geschäft seyn liessen, den Tod ihres Vaters zu rächen. Mit einem furchtbaren Heere stellten sie sich dem Könige Magnus entgegen, welchen sie um so gewisser zu besiegen hofften, weil Suend Estricson ihn zu gleicher Zeit, in einem andern Theile seines Landes, angriff.

Noch

Noch fester wurde ihre Hofnung, da sie durch Ueberläufer erfuhren, daß der bloße Anblick ihres unzähligen Heeres, des Königs Magnus ungleich kleinere Schaar in namenloses Schrecken gesetzt hätte. Allein so glücklich auch diese Vorbedeutung war, so sehr sahen sich Ratibors Söhne in ihrer Hofnung getäuscht. Es gelang dem Muthe des Königs Magnus, das Schrecken seines Heeres zu besiegen; und dem Siege über die Muthlosigkeit der Seinigen folgte unmittelbar der glänzendste Sieg über die Wenden. Zahllos war die Menge der Erschlagenen, und von Ratibors acht Söhnen entrann nicht einer dem Tode.

König Magnus konnte die Vortheile nicht benutzen, welche dieser Sieg ihm darbot, da ihm die Klugheit befahl, weniger auf Eroberungen, als auf die Erhaltung seines eignen Landes zu denken, von welchem sich bereits ein beträchtlicher Theil in Suends Gewalt befand. Ohne Säumen wendete er sich demnach wider diesen und Gottschalk ergriff diese, sich ihm

ihm darbiedente günstige Gelegenheit, sich ohne Beyhülfe eines Fremden auf den Fürstenstuhl seiner Väter zu setzen. Kaum war die Kunde von der Niederlage der Wenden zu seinen Ohren gekommen, als er sich eilend aufmachte, um ihnen in sich einen rechtmäßigen Beherrscher zu zeigen, ehe vielleicht ein Anderer unrechtmäßig sich dazu aufwerfen möchte.

Gottschalk ereilte die Geschlagenen noch außer der Gränze ihres Vaterlandes. Ihrer Anführer beraubt irrten sie muthlos umher, und Gottschalk hatte kaum seinen Namen genannt, als viele ihn erkannten und alle ihn freudig zu ihrem Anführer und ihrem Beherrscher ausriefen. Sie schworen ihm ewige Treue und Gottschalk verlangte zum Beweise derselben, daß sie ohne Säumen mit ihm gemeinschaftlich nach ihrem Vaterlande zurückkehren sollten. Willig handelten sie diesem Verlangen gemäs, da die erlittene Niederlage sie ohnehin zu muthlos gemacht hatte, um einen neuen Angriff auf Dänemark zu wagen.

So bald sich Gottschalk auf seinem Fürstenthrone befestigt hatte, eilte er nach Bokeldeburg, um seinen Erstgebohrnen, der jezt das zehnte Jahr zurückgelegt und seinen Vater noch so wenig gesehen hatte, als dieser ihn, in seine Arme zu schließen. Der Anblick des hofnungsvollen Knaben erfüllte ihn mit inniger Freude über ihn und mit dem wärmsten Danke gegen die Gräfin von Ditmarsen und ihren Gemahl, zugleich aber auch mit dem herbsten Schmerze über den Verlust seiner geliebten Hodika, deren Andenken Syritha nicht aus seinem Herzen zu verbannen vermogt hatte. So sehr er auch Held war, so wenig schämte er sich, dem Andenken dieser angebeteten Gemahlin unverhohlene Zähren fließen zu lassen, die auch aus den Augen der Gräfin von Ditmarsen welche hervor lockten.

Hodika hatte vor ihrem Hinscheiden ihre Freundin beschworen, ihrem Gemahle, wenn er einst zu ihr kommen würde, zu verhehlen, daß sie nach der Zeit, wo man ihn mit der un-

gegründeten Nachricht von ihrem Tode hintergangen hatte, noch beynahe drei Jahre gelebt hätte. Ida hatte dies der Sterbenden versprochen und die Erfüllung ihres Versprechens wurde ihr um so weniger schwer, da es außer ihr nur ihr Gemahl und der Ritter Siegfried wußten, daß die Unbekannte, welche eine Zeit lang auf dem Schlosse zu Bokeldeburg lebte, des Fürsten Gottschalks Gemahlin war.

Auch von Buthue fürchtete sie nicht, daß er entdecken würde, was seinem Vater verborgen bleiben sollte. Buthue hatte einen reiferen Verstand, als die mehresten Knaben seines Alters, daher Ida, dem Auftrage seiner Mutter gemäs, nicht angestanden hatte, ihm die unglückliche Geschichte der Abgeschiedenen mitzutheilen, sobald die Nachricht von Gottschalks Rückkehr in sein Land, sie zu der Vermuthung veranlaßte, daß er nun nicht säumen würde seinen Sohn abzuholen.

Sonder Mühe machte sie dem Knaben begreiflich, daß wenn sein Vater Hodikas Le-

ben,

ben, nachdem er sie schon todt geglaubt hatte, erführe, dies zu nichts dienen würde, als ihm unnützen Schmerz zu verursachen und seiner Gemahlin Syritha vielleicht sein Herz zu rauben. Ein Schicksal, welches Syritha nicht verdiente, da nur durch ihren Vater, nicht durch sie, Hodikas Tod erdacht worden war.

Furcht: daß die Fürsten Anatrog und Gneus, welche über diejenigen Wenden, die nicht unter Gottschalks Zepter standen, herrschten, vielleicht in seiner Abwesenheit etwas wider ihn unternehmen möchten; hielt den erfreuten Vater und dankbaren Freund ab, so lange in Bokeldeburg zu bleiben, als sein Wunsch war und Ida und Etheler ebenfalls wünschten. Nur drei Tage hielt er sich auf, dann verlies er die Pfleger seines Sohnes, mit der ungeheuchelten Versicherung: daß sein Dank unsterblich und seine Freundschaft ewig glühend seyn würde.

Siebentes Kapitel.

Worinn der Leser erfährt, woher die unbekannten Reisigen kamen.

Graf Udo der Erste von Stade war ein ländersüchtiger Mann, der schon längst gewünscht hatte, daß die, an eine andere Linie seines Hauses gekommene, Grafschaft Ditmarsen ihm gehören möchte. Dieser Wunsch verwandelte sich bald in Begierde. Graf Udo hielt wenig auf Recht und Billigkeit, seine Handlungen wurden gewöhnlich von Eigennutz geleitet, der seine herrschende Leidenschaft war. Ihn zu befriedigen, bediente er sich jeder Mittel, ohne eben darauf Rücksicht zu nehmen, ob sie erlaubt waren oder nicht. Den Grafen Luitbold hatte er zwar nicht in dem Besitze seines Landes gestört, aber bald nach seinem Tode entstand aus dem Wunsche, Ditmarsen sein zu nennen, der Vorsatz, es an sich zu reißen; und die Widerrechtlichkeit desselben war es

nicht, was ihn von der Ausführung eine Zeitlang zurück hielt.

Er harrte nur einer günstigen Gelegenheit und glaubte, sie gefunden zu haben, da er erfuhr, daß Walstorp und seine Genossen sich wider ihren Lehnsherrn auflehnten. Er sendete einen geheimen Boten an sie, lies ihnen Unterstützung versprechen und hielt auch was er versprach, denn Er war es, der ihnen zwei hundert Reisige zu Hülfe sendete. Sie noch thätiger zu unterstützen, hielt er für unnöthig und als er Kunde erhielt, daß die zweihundert Reisige zu Erreichung seiner Absicht nicht hinlänglich gewesen waren, verhinderten ihn die Streitigkeiten, in welche er mit dem Erzbischofe von Bremen verwickelt wurde, den ditmarsischen Empörern stärkere Hülfe zu senden. Aber in seinem Herzen schwur er, seinen Plan mit Ditmarsen durchzusetzen, sobald er mit dem Erzbischofe von Bremen ausgesöhnt seyn würde.

Ethelers Vermählung mit der Gräfin von Ditmarsen brachte den Grafen Udo nicht nur wider jenen im höchsten Grade auf, sondern ermunterte ihn auch noch mehr, seinem Schwure so bald als immer möglich nachzukommen, da er nun keine Hofnung mehr hatte, durch den Tod des jungen Ekbert ohne Schwerdschlag zu erhalten, um was er zu kämpfen geschworen hatte. Die fortdaurenden Uneinigkeiten mit dem bremischen Erzbischofe verzögerten sein Vorhaben mehrere Jahre, weil Walstorp und seine Gefährten, die dem Grafen von Stade noch immer anhiengen, nicht eher etwas wider ihren Lehnsherrn unternehmen wollten, bis sie Graf Udo nachdrücklich würde unterstützen können

Udo begnügte sich daher inzwischen, Walstorps und seines Schwagers Unzufriedenheit mit dem gräflichen Hause, zu vermehren und ihre Rache gegen Etheler noch mehr zu entflammen, auch wiederholte er die Versprechungen, welche er ihnen schon ehedem gemacht

hatte

hatte. Dieses alles wurde ihm leicht, da Walstorp und Bocholt so rachgierig und nicht weniger ländersüchtig waren, als Udo. Wie er, hatten sie dem Grafen Etheler unsterbliche Rache geschworen, denn ihm allein maaßen sie das unglückliche Ende ihrer Empörung bey; und ihre Begierde nach einigen Burgen, womit Graf Udo sie zu belehnen versprochen hatte, wenn sie ihm Ditmarsen würden erobern helfen, war so brennend, als die Begierde des Grafen nach diesem Lande.

Walstorp und sein Schwager bemüheten sich unabläßig ihre Parthey zu verstärken, bemerkten aber zu ihrem Verdrusse, daß dies unmöglich war und daß sogar einige, welche vorher mit ihnen einverstanden gewesen waren, sich jezt zur Parthey des Grafen Etheler gesellten. Doch zweifelten sie nicht, daß ihre Rache befriedigt und ihre Habe vermehrt werden würde, sobald nur erst Graf Udos Fehde mit dem Erzbischofe von Bremen geendigt wäre. Sehnsuchtsvoll harrten sie der Nachricht hier-

von und sannen indessen auf einen schicklichen Vorwand, unter welchem sie dann die Feindseligkeiten wider das gräfliche Haus erneuern könnten. Endlich kam diese längst erwartete Nachricht, von der Versicherung begleitet: daß Uoo, so bald Walstorp die Feindseligkeiten angefangen haben würde, ihm eine große Schaar Krieger zuführen wollte.

Um die Fehde beginnen zu können, bediente sich Walstorp eines Vorwandes, von dessen Ungerechtigkeit er vollkommen überzeugt war, und eben aus dieser Ursache wählte er ihn, weil er gewiß erwarten konnte, daß Graf Etheler sich ihm widersetzen würde. An einen Theil seiner Besitzungen gränzte ein Stück Landes, das einem gräflichen freyen Unterthan gehörte. Walstorp gab vor, daß dies Land von seinem Eigenthume abgerißen worden wäre und verlangte die Wiedergabe desselben. Der Besitzer beklagte sich dagegen bey dem gräflichen Gerichtsvoigte über Walstorps Begehren und der Streit wurde der Gerechtig-

keit

keit gemäs, zum Nachtheile des letzteren entschieden. Walstorp schrie über Ungerechtigkeit und partheyische Rechtspflege, sagte laut, daß er sich selbst Recht verschaffen würde, weil man es ihm versagte; und führte nun eilends aus, was er lange vorher schon vorbereitet hatte.

Er versammelte seine Reisigen und Dienstmannen, zog mit ihnen nach dem streitigen Stücke Landes und suchte dadurch sein Recht daran zu beweisen, daß er die Früchte, welche darauf standen und eben zur Erndte reif waren, abmähen ließ. Vergebens widersetzte sich ihm der rechtmäßige Besitzer, von dem gräflichen Gerichtsvoigte unterstützt, denn Walstorps Parthey war die stärkere und der Widerstand der Erstern konnte ihn nicht hindern, die abgemähten Früchte hinweg führen zu lassen.

Der in seinem Eigenthume gekränkte gräfliche Unterthan eilte nach Bokeldeburg, dem Grafen den Unfall zu berichten, welcher ihm

begegnet war und erhielt von diesem das Versprechen, daß er sich seiner gerechten Sache thätig annehmen würde. Da Graf Etheler mit Recht vermuthete, daß Walstorp diesen Raub aus keiner andern Ursache begangen hätte, als um davon Gelegenheit zu einer neuen Empörung zu nehmen, glaubte er, so gelind als möglich mit ihm verfahren zu müßen. Er ließ ihn zu sich fodern, um seine Ansprüche auf den streitigen Acker zu beweisen und gab ihm zugleich die Versicherung, daß der Besitz desselben ihm nicht entstehen sollte, wenn diese Ansprüche gerecht wären.

Was Etheler voraus vermuthet hatte geschahe. Ritter Gero lachte der Foderung und sagte ungescheut: daß von dem Grafen Gerechtigkeit selten, für ihn aber gar nicht zu erwarten wäre. „Ich bedarf seines richterlichen Ausspruches nicht" — setzte er hinzu — „denn ich habe mich schon selbst in den Besitz dessen zu setzen gewußt, was mir mit Recht zusteht. So wie ich dies that; so werde ich auch mein

Eigen-

Eigenthum gegen Jedermann, der es antastet, zu vertheidigen wißen."

Neben dieser Antwort brachte man dem Grafen Etheler zugleich die Nachricht, daß Walstorp und sein Schwager sich mächtig rüsteten und ihre Burgen befestigten, daher der Graf ohne Verzug seine Getreuen aufbieten ließ, um das Feuer des Aufruhrs zu ersticken, ehe es weiter um sich griffe. Sie eilten zahlreich herbey und an ihrer Spitze zog Graf Etheler den Aufrührern entgegen. Diese hatten dagegen nicht gesäumt, an den Grafen Udo Botschaft zu senden und schleunige Hülfe von ihm zu verlangen. Dem Grafen von Stade, welcher dieses Aufruhrs schon lange gewartet hatte, wurde es leicht, sogleich eine Schaar von tausend tapfern Streitern zu versammeln, mit welchen er nach Ditmarsen eilte. Er erklärte sich öffentlich für den Ritter Gero von Walstorp, der nach seinem Vorgeben in seinen Rechten gekränkt worden wäre und gab

sich

sich den hochklingenden Namen, eines Vertheidigers der Unterdrückten.

Ehe noch Graf Etheler sich den Aufrührern entgegen stellte, hatte Udo sich schon mit ihnen vereinigt und Etheler staunte nicht wenig, bey seiner Ankunft ein Heer zu erblicken, das dem seinigen weit überlegen war, denn Ritter Gero hatte, außer seinen Anhängern und den stabischen Kriegern, noch einige hundert Söldlinge bey seinem Heere, so daß es dem Grafen Etheler nöthig schien, sich zu verstärken, ehe er etwas unternähme. Er ließ durch das ganze Land ein allgemeines Aufgebot ergehen und verschanzte sich indessen, um so die Verstärkung sicherer erwarten zu können. Doch ehe er diese noch erhalten hatte, wurde er angegriffen und bey aller Tapferkeit, mit welcher er und die Seinigen fochten, geschlagen.

Dieser Sieg feuerte den Muth der Aufrührer noch mehr an, so wie der glückliche Erfolg der Empörung ihre Parthey verstärkte.

Auch

Auch blieb dieser erste Sieg nicht der einzige, denn ein zweites Treffen war für den Grafen nicht weniger unglücklich und nach drei Wochen sahe er sich genöthigt, die Feste Bokeldeburg zu seinem Zufluchtsorte zu wählen, weil er zu schwach war, um sich länger im offenen Felde halten zu können.

Kaum hatte er sie erreicht, als ihm die Sieger auch schon nachfolgten und die Feste zu belagern begannen. Den getreuen Ditmarsen entsank der Muth und selbst Graf Etheler und Ritter Siegfried, so unerschrocken sie sonst auch waren, fiengen an zu zagen. Ida bemühete sich hingegen, den Zagenden Muth einzusprechen, welches dem Ritter Siegfried und ihrem Gemahl um so unerwarteter kam, da Ida bey dem ersten Aufruhre der Walstorpe, bey minder großer Gefahr, so muthlos gewesen war.

Seit acht Tagen hielten die Feinde schon die Feste umschloßen, da bemerkte man in der Feste, auf einer fernen Anhöhe eine Staub-

wolke. Das allgemeine Schrecken wurde hierdurch noch vermehrt, weil man die Ankunft noch mehrerer Feinde befürchtete, aber bald schwand diese Furcht, denn kaum hatte die Gräfin von Ditmarsen erfahren, was man gesehen hatte, als sie ihrem Gemahle freudig verkündigte: daß, aufgefodert von ihr, Fürst Gottschalk zur Hülfe der getreuen Ditmarsen heran zöge.

„Und warum verbarg es mir meine Gemahlin“ — fragte Graf Etheler — „daß sie den wackern Gottschalk zu Hülfe gerufen hätte?“

„Um Euch und allen unsern Getreuen“ — antwortete Ida — „durch seine unerwartete Ankunft größere Freude zu machen.“

Bald nachher sahe man hinter der Staubwolke ein zahlreiches Heer, dessen Anblick unter den Belagerten Freude, unter den Belagerern hingegen Schrecken verbreitete. Man rüstete sich in der Feste zu einem Ausfalle, doch konnte dieser noch nicht von Gottschalk

unter-

unterstützt werden, weil die Aufrührer die Belagerung schleunigst aufhoben und zu fliehen begannen, ehe noch Gottschalk nahe genug war, um sie zu verfolgen. Muthig setzten ihnen aber die befreyeten Ditmarsen nach und es gelang ihnen, eine beträchtliche Anzahl der Fliehenden zu erlegen.

Sobald Graf Etheler vom Nachsetzen zurück kehrte, schloß er den Fürsten Gottschalk, der indeßen angefangen hatte, sich mit den Seinigen vor der Feste zu lagern, in seine Arme, dankte ihm feurig für seinen freundschaftlichen Beystand und für den Sieg, den sein Name und der bloße Anblick seines Heeres den Ditmarsen verschafft hatte. Sie hielten hierauf gemeinschaftlich Rath, was sie weiter unternehmen wollten und der endliche Schluß war: mit Anbruch des andern Tages ihr Heer den Aufrührern entgegen zu führen, um das ihrige so bald möglich aufzureiben.

Walstorp gab sich dagegen alle Mühe den Muth der Seinigen zu beleben und das Schre-

cken von ihnen zu scheuchen, das die Wenden unter sie gebracht hatten. Es gelang ihm auch, sie zu dem Entschluße zu entflammen: Blut und Leben für ihn zu wagen; und im Vertrauen auf diesen erwartete Walstorp muthig den Angriff, doch begann sein und der Seinigen Muth zu sinken, als sie das zahlreiche Heer erblickten, welches wider sie anrückte. Verzweiflung trat bald an die Stelle des Muthes, und: siegen oder sterben; wurde in jedem Einzelnen unter dem Heere zum festesten Vorsatze, der dann erst zu wanken begann, da bereits die Hälfte der Krieger des Todes Beute worden war.

Jetzt zog sich Walstorp zurück, um sich in seine Burg zu flüchten, die er auch glücklich erreichte. Er sendete eilend Abgeordnete an den Grafen, einen Frieden mit ihm zu unterhandeln, den er unter so billigen Bedingungen zu erhalten hoffte, als zur Zeit seines ersten Aufruhrs. Er sahe sich getäuscht. Graf Etheler wollte von keinem Frieden hören, weil

die

die Gerechtigkeit entschied, daß die Ruhe des Landes Walstorps Leben zum Opfer verlangte. Die Burg wurde mit Sturm erobert und Walstorp und sein Schwager blieben, doch erst nachdem ein Schwerdtstreich des letzteren den Grafen Etheler getödtet hatte.

In Ditmarsen wurde in kurzem die allgemeine Ruhe wieder hergestellt, aber aus dem Herzen der Gräfin flohe sie, da der Sieg über die Aufrührer durch den Tod ihres Gemahls so theuer erkauft war. Um sie über diesen Verlust zu trösten verweilte Gottschalk noch einige Tage bey ihr, dann zog er, durch ihren Dank belohnt und von ihren Seegenswünschen begleitet, wieder in sein Land.

Achtes Kapitel.

Ein Knabe scheint dem Ritter Siegfried ein Mann.

Eilf Monden nach Ethelers Tode erreichte Ekbert das siebente Jahr, und die Gräfin von Ditmarsen übergab ihn nun gänzlich der Aufsicht des Ritters Siegfried. Ueberzeugt, daß er durch ihn zum tapfern Krieger und weisen Regenten gebildet werden würde, war Ekbert ihr keine Auffoderung mehr zu einer neuen Vermählung; und sich diese als eine Beförderung ihres Glücks zu denken, war fern von ihr, da sie bisher des Glücks so wenig genoßen hatte und der Genuß desselben so oft durch Leiden unterbrochen worden war. Vergebens warben daher mehrere Fürsten um ihre Hand, und eben so vergebens wurde sie öfters von ihren Freunden und Vertrauten aufgefodert sie einem unter diesen Werbern zu geben. Der Vorsatz: hinfort ihren Kindern und ihrem

Volke allein zu leben, konnte durch nichts erschüttert werden.

Ritter Siegfried erfüllte die hohen Erwartungen, welche die Gräfin von Ditmarsen sich von ihm, dem Erzieher ihres Sohnes gemacht hatte, vollkommen, so wie die seinigen von Ekbert ebenfalls nicht unerfüllt blieben. Leicht begriff der Knabe alles, was Ritter Siegfried ihn lehrte und die Spuren seines Unterrichts waren an seiner Seele so wenig zu verkennen, als an seinem Körper. Er bewahrte seine Lehren nicht nur in seinem empfänglichen Herzen, sondern handelte ihnen auch in der Anwendung getreu, so viel dies von einem Kinde seines Alters möglich ist.

So groß aber auch der Gräfin Zutrauen zu dem Ritter Siegfried war, so wenig hörte sie auf, selbst noch für die Ausbildung ihres Sohnes zu sorgen, als sie ihn schon dem Ritter ganz übergeben hatte. Besonders ließ sie es sich angelegen seyn, die Sitten und die Empfindungen ihres Sohnes zu verfeinern, da je-

ne bey dem Ritter Siegfried etwas rauh, diese durch Alter abgestumpft waren, denn der Ritter hatte den größten Theil seines Lebens im Kriege und auf offnem Felde zugebracht, wo nie die feinsten Sitten herrschen. Dennoch glaubte Ida ihren Sohn keinem würdigern Manne anvertrauen zu können, denn unter allen Ditmarsen war keiner, der so bieder und edel dachte, als der Greis Reventlau.

So verstrichen vier Jahr, in welchen sich weiter nichts zutrug, als daß Ekbert zur Freude seiner Mutter und seines Lehrers auf der betretenen Bahn lobenswürdige Fortschritte machte. Friedrich von Reventlau, ein Enkel des Ritters Siegfried, war sein Gespiele und beyden Knaben diente Ehrgeiz zum gegenseitigen Sporne. Durch einen Zufall gesellte sich jetzt noch ein Dritter zu ihnen.

Ritter Siegfried hatte seine Zöglinge schon in allen ritterlichen Uebungen ziemlich weit gebracht, so daß es ihnen nicht an Geschicklichkeit, sondern nur an Stärke fehlte, um mit

geübten

geübten Kämpfern eine Lanze zu brechen. Um sie auch frühzeitig zu einer minder gefahrvollen Beschäftigung ihrer Waffen zu gewöhnen, nahm Ritter Siegfried die Knaben öfters mit sich auf die Jagd und diese war es, welche dem jungen Grafen einen zweiten Gespielen verschaffte.

Als er einst mit dem Ritter und seinem jungen Freunde Friedrich im Walde bey Bokeldeburg jagte, hörte er nicht fern von sich ein Geschrey. Begleitet von einem Jagdknappen eilte er dem Orte zu, woher es kam und erblickte einen Knaben, mit ihm ohngefähr von gleichem Alter, der sich auf den Schaft eines gefällten Baumes gesetzt hatte und laut jammerte.

„Was fehlt Dir armer Knabe?“ — fragte Ekbert.

„Brod, Eltern und alles“ — antwortete der Knabe.

„O so jammere nicht länger“ — tröstete ihn Ekbert — „Brod und alles was Du

sonst bedarfst, sollst Du im Ueberflusse haben, wenn Du mit mir gehen willst. Aber wie kömmst Du hieher?“

„Ich habe mich verirrt“ — gab der Knabe zur Antwort — „Mein Vater, ein Reutersknecht unter den Reisigen des Herzogs Bernhard, lebte in Plön und machte sich vor einigen Wochen nach Schleswig auf, um einen alten Bekannten zu besuchen, welcher, wie er vernommen hatte, in dieser Stadt wohnte. Er nahm mich mit sich, fand aber seinen Freund nicht, weil er eine Reise nach Dänemark gemacht hatte. Mein Vater war Willens, ihm nachzufolgen, wurde aber durch eine Krankheit, die ihn befiel, hiervon abgehalten. Diese Krankheit kostete meinem Vater das Leben und machte mich armen Knaben zum verlassenen Waisen. Ich weinte, wünschte vergebens, mit in die Gruft gelegt zu werden, die man meinem Vater bereitete; blieb noch einige Tage in Schleswig und verließ dann diese Stadt wieder, wo mich niemand

kannte

kannte und niemand sich meiner annehmen wollte. Zwar habe ich auch in Plön keine Verwandten, aber doch kenne ich viele Leute daselbst und hoffe, einen mitleidsvollen Menschen zu finden, der sich des verlassenen Waldo erbarme."

„Wenn Du nichts als Mitleid suchst, so verspare Deine Reise nach Plön" — sprach Ekbert zu dem Knaben — „Komm mit mir nach Bokeldeburg, wo es Dir an nichts mangeln wird. „Ihr erlaubt es doch, Herr Ritter" — wendete er sich jetzt an den Ritter Siegfried — „daß ich den armen Verlassenen mit mir nehmen darf?"

Ritter Siegfried freuete sich des thätigen Mitleids seines Zöglings, und freudig nahm Waldo sein menschenfreundliches Erbieten an. Ekbert eilte nun zurück auf sein Schloß und trat zuerst in das Gemach seiner Mutter, den Gefundenen ihr vorzustellen.

Die Gräfin von Ditmarsen erfüllte die Bitte ihres Sohnes, sich des gefundenen Knaben

ben anzunehmen, ohne Zögern, und dieser wußte sich bald bey ihr und ihrem Sohne so sehr in Gunst zu setzen, daß sie ihn über den Stand, in welchem er gebohren war, erhoben. Ekbert und seine Mutter baten den Ritter Siegfried, auch der Lehrer des jungen Waldo zu werden; und Siegfried, welcher an ihm Fähigkeiten bemerkt hatte, wurde es gern. Er hatte aber an diesem neuen Zöglinge weniger Freude, als an den ältern. Ohne große Mühe brachte er es zwar in kurzem dahin, daß Waldo seinen Gespielen in allem gleich kam, aber eben diese unbegreiflich schnellen Fortschritte waren es, welche des Ritters Unzufriedenheit erregten und ihm zu Zweifeln, an der Wahrheit von Waldos Erzählung seiner kurzen Geschichte, Veranlassung gaben.

Daß der Sohn eines Reuterknechts mit ritterlichen Uebungen bekannt seyn sollte, schien dem Ritter unwahrscheinlich, unwahrscheinlicher aber noch, daß Waldo nach so kurzem Unterrichte so viele Fertigkeit erlangt haben

könnte,

könnte, als er wirklich besaß, ohne vorher schon mit dem, was der Ritter ihn lehrte, bekannt gewesen zu seyn. Die Versicherungen des gelehrigen Zöglings: daß er für sich mit einigen Knaben nachgemacht und geübt habe, was er aus den Erzählungen seines Vaters erfahren, und bey einem Lustrennen selbst von fern, von einer Anhöhe herab, gesehen hätte; lößte die Zweifel des Ritters nicht. Im Gegentheile stieg in ihm der Argwohn auf, daß Waldo vielleicht ein Knabe edeln Standes seyn möchte und von dem Grafen von Stade, zu Ausführung irgend einer feindseligen Absicht, nach Bokeldeburg gesandt worden wäre. Er theilte diesen Argwohn Ekberts Mutter mit, die ihm aber keinen Beyfall gab, so leicht auch sonst Mütter in Absicht ihrer Kinder Gefahr ahnden.

„Laßt uns nicht durch unnütze Sorge uns Kummer machen, Herr Ritter“ — wendete sie dem besorgten Siegfried ein — „Kinder sind solcher feinen Betrügereyen nicht fähig,

als Ihr eine von Waldo ahndet, so wie man bey diesem Alter eine Stärke der Verstellungs-kunst nicht suchen darf, die vielleicht selbst ausgelernten Heuchlern schwer seyn würde. Und ist Waldo wohl mehr als Kind?“

„Seinem Vorgeben und dem Anscheine nach nicht“ — antwortete Reventlau — „aber beynahe vermuthe ich, daß dieses Vorgeben falsch ist und der Anschein trügt!“

„Sonderbar, Herr Ritter“ — entgegnete Ida — „daß Ihr, in dessen Herzen sonst so selten ein Argwohn wurzelt, jetzt einem so unwahrscheinlichen Raum gebt.“

„Nicht ohne Grund, Frau Gräfin“ — rechtfertigte sich Reventlau — „mancherley habe ich schon bemerkt, wodurch dieser Euch so unwahrscheinlich vorkommende Argwohn immer mehrere Wahrscheinlichkeit gewinnt. Nie habe ich noch in dem Alter, das Waldo das seinige nennt, so viele List wahrgenommen, als ich bey vielen Gelegenheiten bey ihm bemerkte. Auch ist es mir unverholen, daß er

es

es sich zu seinem Hauptaugenmerke gemacht hat, den höchsten Grad von Ekberts Gunst zu erstreben. Jede seiner Handlungen zielt dahin ab und immer handelt er sich gleich, läßt auch kein Mittel unbenutzt, das ihm Erreichung seines Zweckes verspricht.“

„Weiß mein biederer Freund mir solche Mittel zu nennen?“ — fragte die Gräfin.

„Unter vielen nur einige“ — erwiederte Siegfried. — „Durch die feinsten Schmeicheleien, die so ganz nicht Schmeicheleien scheinen, ob sie es gleich sind, opfert er Ekberts Ehrgeize, und welchem Knaben wäre nicht ein solches Opfer angenehm? Durch Gefälligkeiten, die öfters für ihn mit einer gewißen Art von Aufopferung verbunden sind, weiß er sich Ekberts Gunst noch mehr zu erwerben, gewiß nicht sonder Absicht, durch diese Zuvorkommungen in seinem Herzen den Platz vor meinem Enkel zu behaupten. Aus seinen Mienen liest er Ekberts Wünsche und diesem Lesen folgt Gemäshandlung derselben

jeder

jeder Zeit urplötzlich. Dieß alles, edle Frau, bestärkt mich in meinem Argwohne, denn ein Knabe kann unmöglich sich immer so gleich handeln und jeden, auch den geringfügigsten, Umstand, der für ihn von einigem Nutzen seyn kann, so genau beachten und den möglichsten Nutzen daraus ziehen als Waldo. Dieß also alles genau erwogen, bin ich der ernstlichen Meynung, daß Waldo kein Knabe, sondern ein Mann vom Zwerggeschlechte ist."

Die Gräfin von Ditmarsen verlangte von dem Ritter Beweise, daß Waldo wirklich so handelte wie er behauptete. Ritter Siegfried gab sie ihr und auch wir — (den Kunstrichtern zur Nachricht sey dieß gesagt) — würden sie unsern Lesern geben, wenn wir Ekberts Geschichte schrieben, allein in die Geschichte seiner Mutter gehören sie nicht. So entscheidend und unwiderleglich aber diese Beweise auch dem Ritter Siegfried schienen, so wenig schienen sie dieß der Gräfin.

Sie

Sie hielt des Ritters Verdacht gegen Waldo blos für eine Folge des Mißtrauens, das dem Alter gewöhnlich ist. In ihr selbst entstand kein Verdacht und ihr Betragen gegen den Knaben bezeugte, daß ihre Gunst gegen ihn nicht vermindert worden war. Sie gab ihm wiederholte Beweise derselben und ihre Freude, daß Ekbert in Waldo einen Gespielen gefunden hatte, der den Beyfall seiner Mutter in so vollkommenem Grade besaß, blieb noch immer gleich stark.

Wir lassen es unentschieden, ob Ritter Siegfried oder die Gräfin von Ditmarsen am richtigsten von Waldo urtheilten, und berichten dagegen nur unsern Lesern, daß dieser dem jungen Grafen immer theurer wurde und daß er ihm sogar vor Friedrichen den Vorzug gab; ob sich gleich seine Anhänglichkeit an diesen nicht minderte. Selten war Ekbert ohne Friedrichs Gesellschaft, aber noch unzertrennlicher von ihm war Waldo. Ritter Siegfried glaubte in seinen Mienen Unwillen zu lesen,

daß

daß er mit Ekbert weniger allein seyn konnte, als er zu wünschen schien, denn des Ritters Sorgfalt gab ihm jederzeit außer seinem Enkel einen getreuen Knappen zur Begleitung, wenn er selbst davon zurückgehalten wurde.

Schon war beynahe ein ganzes Jahr, seit Waldos Ankunft in Bokeldeburg verflossen, und die Furcht des Ritters Siegfried: daß Waldo einen bösen Anschlag wider Ekbert im Sinne hätte, war zwar noch nicht erfüllt worden, hatte aber doch nichts von ihrer Stärke verloren. Vergebens bemühete sich Waldo, das Zutrauen des argwöhnischen Ritters zu erhalten und eben so vergebens spottete die Gräfin bisweilen lächelnd seines Mißtrauens. Sie konnte dieß so wenig vermindern, als Waldo jenes erwerben, bald aber lächelte die Gräfin nicht mehr.

In Abwesenheit des Ritters Siegfried war Ekbert eines Tages, nur von Waldo begleitet, in den Wald gegangen. Die Nacht brach an und sie kamen noch nicht zurück. Es

wurde

wurde ganz Nacht und die Gräfin wartete ihrer noch immer vergebens. Frey von allem Verdachte gegen Waldo, entstand jetzt die Furcht in ihr: daß den Jünglingen ein Unfall begegnet seyn möchte, daher sie eilend Boten nach dem Walde sendete, um sie aufzusuchen. Die Boten kehrten nach einiger Zeit zurück, ohne von den Gesuchten eine Spur gefunden zu haben. Die Furcht der Gräfin vermehrte sich und mehr noch als sie zitterte Siegfried, der jetzt eben wieder heim kehrte, für den geliebten Ekbert.

Ohne Säumen bestieg er sein Roß wieder, versammelte funfzig Reisige, theilte sie in verschiedene Haufen und sendete sie nach allen Straßen aus. Er selbst stellte sich an die Spitze des stärksten dieser Haufen, um damit den Weg nach Stade zu nehmen. Er zweifelte nicht, daß Ekbert entführt worden wäre, und daß er seinen Entführer auf der Straße nach Stade ereilen würde. Ohne Rast setzte er seinen Weg in der Nacht, die er durch Fackeln

erhellte, bis an das Ufer der Elbe fort, wo er bey den Schiffern forschte, ob sie nicht zwei Jünglinge, die er ihnen genau bezeichnete, gesehen hätten. Keiner konnte ihm Auskunft geben, worauf der Ritter mit den Seinigen durch die Elbe schwamm, weil er nicht sogleich ein Schiff erhalten konnte, das ihn übergesetzt hätte.

Mit gleicher Eile als bisher, verfolgte er nun den betretenen Weg weiter. Absichtlich hatte er die Seinigen auf die Seitenwege verstreuet, um Ekberts Entführern um so eher auf die Spur zu kommen. Nahe vor Stade versammelten sie sich erst wieder, wußten sich aber weiter nichts mitzutheilen, als daß sie bey dem eifrigsten Forschen dennoch nichts hätten entdecken können. Ritter Siegfried vermuthete nicht, daß Ekbert nach Stade selbst gebracht worden wäre, doch hoffte er, hier wenigstens einige Nachricht von ihm einziehen zu können. Er selbst gieng also in die Stadt, nachdem er den Seinigen die Wege vorgezeichnet hatte, wie sie das ganze Land durchkreuzen sollten.

Daß Graf Udo einen Zwerg gehabt hätte, der nach der Beschreibung, die man von ihm machte, dem Knaben Waldo vollkommen gleich sahe, und daß dieser Zwerg seit einem Jahre nicht mehr an seinem Hofe wäre, dies war alles, was sein Forschen ergründete. Genug zwar, um die Richtigkeit seiner Vermuthung zu beweisen, aber zu wenig, um ihm zur Aufsuchung des Geraubten zu nützen.

Eben war er im Begriffe Stade zu verlassen, um im Lande herum zu kundschaften oder zu vernehmen, ob die Ausgesendeten, denen er das Schloß Vörde zum Sammelplatze bestimmt hatte, etwas erforscht hätten, als ein Leibknappe der Gräfin von Ditmarsen in sein Gemach trat und ihm die fröhliche Botschaft brachte: daß Graf Ekbert glücklich wieder auf seinem Schlosse angelangt wäre. Ritter Siegfried nahm sich kaum so viel Zeit, nach Vörde zu gehen, damit die Seinigen sich wieder mit ihm vereinigen könnten, weil er hierdurch gehindert wurde, seinen geliebten Zögling

ling so bald in seine Arme zu schließen, als er wünschte.

So schnell, als er nach Stade geeilt war; kehrte er nun auch wieder nach Bokeldeburg zurück.

Neuntes Kapitel.

Oda stört die Zufriedenheit ihrer Mutter.

Die Gräfin von Ditmarsen hatte indessen eine der schrecklichsten Nächte durchwacht. Sie jammerte laut über ihren verlohrnen Sohn und rang verzweiflungsvoll die Hände bis an den Morgen, wo die Wiederkunft des für verloren Geachteten ihren Jammer endigte. Wir wollen hier keine Schilderung der Freude der Gräfin und ihres Sohnes machen, sondern nur erzählen, was dem leztern begegnete, seit er des Tages vorher Bokeldeburg verlassen hatte.

Ohne auf den Weg Acht zu haben, wandelte er mit Waldo zwei Stunden lang im Walde herum, bis sein Begleiter ihn aufforderte, ihm an den Ort zu folgen, wo seine Milde ihn vor einem Jahre dem Elende entrissen hätte. Ekbert lies sich von Waldo leiten, hatte aber kaum den genannten Ort erreicht, als er vier gewaffnete Männer erblickte, die ihre Pferde an Bäume gebunden und sich auf den Boden gelagert hatten. Sonder Ahndung von Gefahr nahte sich Ekbert ihnen. Die Gewaffneten standen auf und bewillkommten ihn ehrerbietig und Ekbert fragte, woher sie kämen? Ohne zu antworten, ergriff ihn einer der Gewaffneten und überlieferte ihn einem der andern, der sich indessen auf sein Roß geschwungen hatte und den vergebens widerstrebenden Ekbert vor sich nahm. Von einem Dritten begegnete indessen dem Begleiter des Grafen das nämliche, worauf die Räuber beiden Jünglingen den Mund verstopften und ihnen Hände und Füsse banden, um ihr Schreien

und ihr Entkommen zu verhindern und nun mit ihnen davon sprengten.

Nahe bey Meldorp begegneten ihnen zehn Männer, die auf die Wolfsjagd ausgegangen waren. Der Anblick der gebundenen Jünglinge machte ihre Aufmerksamkeit rege. Sie naheten sich den Reisigen und Ekbert sammelte alle seine Kräfte, um nach Hülfe zu rufen, doch war sein Geschrey bey aller Anstrengung kaum hörbar. Die Jäger umringten die Reuter, fragten wohin sie gedächten und was sie mit den gebundenen Knaben beginnen wollten?

„Wir wollen nach Dänemark“ — antworteten die Räuber — „und diese losen Buben ihren Eltern wieder überliefern, welchen sie entlaufen sind. Uebrigens bitten wir Euch, uns in unserer Reise nicht aufzuhalten.“

„Und wir begehren von Euch“ — erwiederte einer der Jäger, welcher Unrecht ahndete — „daß Ihr erst die Wahrheit Eures Vorgebens beweißt, bevor wir Euch ziehen lassen.“

Statt

Statt der Antwort zog einer der Gewaffneten sein Schwerd, wodurch er sich und seine Begleiter noch mehr verdächtig machte. Die wackern Männer aus Meldorp ließen sich hierdurch nicht schrecken. Sie drangen alle auf den Reuter ein, auf dessen Pferde Ekbert winselte, entwaffneten den Geharnischten, entledigten den jungen Grafen seiner Bande und erfuhren nun von ihm, wer er war.

Die andern Reuter, welche einen schlimmen Ausgang befüchteten, ergriffen indessen die Flucht, aber vergebens versuchte der Vierte zu entkommen. Einige Streiche der Jäger stürzten ihn vom Pferde herab und Ekbert mußte seinen Rettern lange zureden, ehe sie von dem Räuber abließen. Er forderte sie auf, auch seinen Freund Waldo zu retten; allein die Reuter hatten ihre flüchtigen Rosse schon zu weit entfernt, um dies hoffen zu können. „Laßt euch seinen Verlust nicht dauren" — fieng Ekberts Räuber an — „denn er war es, der Euch an uns verrieth."

Die Meldorper vergaßen des Wolfs, wider den sie ausgegangen waren und eilten mit ihrem erretteten jungen Beherrscher nach Bokeldeburg, wo alles Volk sie jauchzend empfing. Der Grimm der treuen Meldorper hatte den gefangenen Räuber übel zugerichtet, so daß er keine Hofnung hatte von seinen Wunden wieder zu genesen. Man drang in ihn, zu entdecken, wer ihn zum Raube gedungen hätte, aber lange verweigerte der Verwundete standhaft, es zu sagen, bis endlich ein Geistlicher, den er hatte rufen lassen, um seine Beichte zu hören, ihm dies Geheimniß abdrang.

Ritter Siegfried hatte die Wahrheit ganz genau geargwohnt. Waldo war wirklich ein Zwerg, der in den Diensten des Grafen Udo von Stade gestanden hatte. Da er nicht, wie die Mehresten seines gleichen, ungestalt war, sondern einem Knaben von zwölf Jahren vollkommen gleich sahe und im höchsten Grade listig und verschlagen war, glaubte Graf Udo

sich

sich seiner zu Ausführung eines Anschlags, wider den jungen Grafen von Ditmarsen, mit Vortheil bedienen zu können.

Graf Ekbert stand in dem Geruche eines mitleidigen Jünglings, und von dem Ritter Siegfried war es dem Grafen Udo bekannt, daß fähige Knaben, vorzüglich wenn sie in den Waffen einigermaßen geübt wären, seine Gunst leicht erhalten könnten. Der Graf von Stade zweifelte demnach nicht, daß sein Zwerg in dem Schlosse zu Bokeldeburg Eintritt erhalten würde, wenn er Ekberts Mitleid rege machen und Siegfrieds Achtung sich erwerben könnte. Er lies ihn daher im Gebrauche der Waffen unterrichten, befahl ihm dann, schlechte Kleider anzuziehen, sich nach Ditmarsen aufzumachen und durch das Mittel, welches wir ihn haben anwenden sehen, sich in Ekberts Gunst zu schleichen.

Seinen Plan um so gewisser durchzusetzen, hatte der Zwerg lange mit der Ausführung gezögert, endlich glaubte er, daß es hierzu Zeit

wäre und hatte daher dem Grafen durch einen geheimen Boten, wie er sie bisweilen erhielt, gemeldet: daß er einige Reisigen nach Ditmarsen senden sollte, welchen er, wenn sie sich einige Tage in dem Walde bey Bokeldeburg verborgen gehalten haben würden, den Grafen Ekbert überliefern würde.

Graf Udo eilte einige Getreue abzusenden und, um die Flucht um so mehr zu erleichtern, gab er ihnen Befehl, sich mit ihrem Raube bey Meldorp in ein Schiff zu werfen und dann auf der Elbe nach Stade zu fahren.

Der Verwundete starb, nachdem er diesen Bericht kaum geendet hatte. Kurz vor seinem Tode hatte er sehnlich gewünscht, mit dem Grafen zu sprechen und Ekbert erfüllte diesen Wunsch, sobald er ihn erfuhr. Der Sterbende flehte um seine Verzeihung und als der junge Graf ihm diese herzlich und freudig zugesichert hatte, warnte er ihn vor dem Grafen von Stade, weil er noch mehrere Versuche machen würde, ihn in seine Gewalt zu bekommen.

men.

men. Auch von Ekberts Mutter erhielt der Sterbende auf sein Bitten willig Verzeihung.

Fürstlich beschenkt und mit dem innigsten Danke belohnt, verließen die Retter des jungen Grafen am Abende des Tages Bokeldeburg, und am Abende des andern Tages kehrte Ritter Siegfried wieder heim.

Wonnetrunken drückte er den geliebten Zögling an seine Brust, einige Augenblicke blieb er stumm, dann rief er feurig aus: Gott sey gelobt, daß ich Dich, meinen theuern Pflegesohn, wieder habe und vor seinem Angesichte schwöre ich, Dich hinfort außer den Mauern des Schlosses nicht von meiner Seite zu lassen!"

Dieser Vorsatz wurde noch fester in dem biedern Greise, als Ekbert ihm die Warnung mittheilte, die Udos Miethling ihm gegeben hatte. Des Rittes Sorgfalt hielt für nöthig, durch Kundschafter den Wald bisweilen durchsuchen zu lassen und der Erfolg bewies, daß diese Vorsicht nicht unnöthig gewesen war.

Die Kundschafter bemerkten öfters in dem Walde fremde und verdächtige Männer und die Folge dieser Bemerkung war, daß Ritter Siegfried mit seinem Zöglinge den Wald hinfort nur unter starker Begleitung besuchte. Dieser Vorsicht des Ritters hatte es Ekbert allein zu danken, daß er unangefochten blieb.

Die Gräfin von Ditmarsen, welche vorher, da Ritter Siegfried alles fürchtete, furchtlos war, fühlte auch jezt ihm entgegengesetzt. Sie war furchtvoll, obgleich Ritter Siegfried nichts befürchtete. Er vertraute seiner Vorsicht fest, aber Ida fürchtete ihren Sohn, bey aller angewanden Vorsicht doch in Gefahr. Diese Furcht störte ihre Zufriedenheit und ein anderer Kummer gesellte sich zu ihr. Beides verhinderte, daß Ida nicht so ganz glücklich war, als sie außerdem hätte seyn können. Auf einer Seite fehlte ihrem Glücke sogar nichts, und auf der andern dagegen wieder so viel.

Ida hatte den Wunsch, sich allgemein geliebt zu sehen, jezt vollkommen erreicht, so wie sie auch die Wünsche in Absicht der Bildung ihrer Kinder ganz erfüllt sahe. Ekbert, obgleich den Jahren nach noch Knabe, hatte durch die Sorgfalt des Ritters Siegfried mit dem dreizehnten Jahre fast eine männliche Reife erreicht. Ida freuete sich, ihn Sohn zu nennen, da sie ihn dieses Namens so würdig sahe, und nicht minder glücklich, als durch ihn, fühlte sie sich in ihrer Tochter Oda. Es war ihr gelungen, diesem zwölfjährigen Mädchen die Bildung zu geben, welche sie gewünscht hatte, nur bemühte sie sich vergebens, einen Hang zur Schwärmerey, der sich besonders in geistlichen Dingen äußerte, in ihrem Busen zu unterdrücken. Nicht weniger Freude machten der Gräfin ihre jüngern Kinder, welche den Grafen Etheler zum Vater hatten und ihrem Glücke würde nichts gemangelt haben, wenn sie für ihren Ekbert nicht gezittert hätte und

Oda

Oda nicht zur Schwärmerey gestimmt gewesen wäre.

Kurz nach Ekberts Errettung aus den Händen seiner Räuber, äußerte sich die Schwärmerey seiner Schwester Oda stärker denn je. Sie bat ihre Mutter um Erlaubniß, eine Klosterjungfrau werden zu dürfen und wiederholte diese Bitte unablässig, obgleich die zärtliche Mutter ihr jederzeit die Erfüllung derselben verweigerte. Vergebens bewies sie ihr, daß sie auf dem großen Schauplatze der Welt mehr Gutes würde bewirken können, als in der klösterlichen Zelle und eben so vergebens suchte sie, als Opfer der Liebe gegen sie zu erhalten, was Oda nicht um ihres eignen Vortheils willen thun wollte. Das Mädchen war zu sehr von der Heiligkeit ihres Vorhabens und von dem Seelenglücke, das ihr die Ausführung desselben gewähren würde, eingenommen, um den Vorstellungen und Bitten ihrer Mutter Gehör zu geben.

Es schmerzte sie tief, daß ihre Mutter sich dieser Ausführung widersetzte, da sie ihr so löblich und heilsam schien und dieser Schmerz machte sogar Eindruck auf ihre Gesundheit. Sie zehrte ab, ihre Wangen verbleichten, die Augen verloren ihr Feuer und waren öfters mit Thränen gefüllt. Oda beschwor ihre Mutter, bey der Liebe zu ihrem Leben, ihren Wunsch nicht länger unerfüllt zu lassen und doch blieb er unerfüllt, obgleich die Gräfin sahe, daß dem Leben ihrer Tochter wirklich Gefahr drohete.

Des nutzlosen Flehens endlich müde, wendete sich Oda an den Vater Benno, der ihr und ihrer Mutter Beichtvater war. Der fromme Beichtiger machte es der Gräfin zur Gewissenssache und bewirkte dadurch, was Odas Bitten nicht erlangt hatten. Gezwungen und unwillig gab die Gräfin von Ditmarsen ihre Einwilligung dazu, daß ihre Tochter sich in ein Kloster begeben dürfte. Sie wählte ein Kloster in Rinteln, wo eine Verwandte ihres Vaters Aebtissin war, zu ihrem Aufenthalte

halte und Mutter und Tochter schieden, jene voll Schmerz über die Trennung von der geliebten Tochter, diese voll der innigsten Freude über die endliche Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches. Die wiederholten Versicherungen, welche die Gräfin aus dem Kloster von ihrer Tochter erhielt: daß sie nun erst sich ganz glücklich fühlte; waren es allein, die ihren Schmerz mäßigten.

Zehntes Kapitel.

Ehrgeiz mächtiger als Liebe.

Zehn Monden befand sich Oda bereits im Kloster und eben so lange hatte ihre Mutter über die Trennung von ihr geklagt, da gab ihr Ekbert Veranlassung zu großer Freude. An seinem vierzehnten Geburtstage versammelten sich die Stände des Landes, und ließen den jungen Grafen nebst seinen drei Vormündern

dern einladen, an ihrer Versammlung Theil zu nehmen. Einer dieser Vormünder war Ritter Siegfried, die beyden andern, zwei der angesehensten und würdigsten Edeln. So bald diese erschienen waren, wurden sie von den Versammelten gebeten ihre Vormundschaft niederzulegen, weil Graf Ekbert keiner Vormünder mehr bedürfe. Freudig thaten sie dies und leisteten dem jungen Grafen als Alleinregenten den Eid der Treue, worin ihnen alle übrige Edeln bald nachfolgten. Gerührt dankte der junge Graf allen Versammelten für ihr günstiges Zutrauen und setzte mit Bescheidenheit hinzu, daß er ohne ihren Rath nie etwas unternehmen würde.

Jetzt schien es der Gräfin von Ditmarsen auch Zeit zu seyn, an die Vermählung ihres Sohnes zu denken. Vorher schon hatte sie öfters den Wunsch gehegt, ihn mit Oda, der Tochter einer ihrer Freundinnen, der Gräfin Richenza von Werla, zu vermählen und zu ihrer Freude bemerkt, daß die Erfüllung die-

ses Wunsches der Gräfin von Werla nicht minder angenehm seyn würde als ihr. Oda war ganz das Mädchen, wie es sich die Gräfin von Ditmarsen zu ihrer Tochter, zur Gattin ihres Sohnes wünschte und sie zweifelte nicht, daß Ekbert mit ihrer Wahl vollkommen zufrieden seyn würde.

Bisher hatte Ekbert die reizende Oda noch nicht gesehen; auf das angenehmste aber wurde er, den Tag nach seiner Ernennung zum Alleinregenten, durch ihren Anblick überrascht. Eingeladen von ihr besuchte die Gräfin von Werla ihre Freundin in Bökeldeburg, und Ekberts Busen durchbebte eine noch nie gefühlte Empfindung, so bald er das Fräulein Oda erblickte. Er schien auf Oda einen gleichen Eindruck zu machen, als sie auf ihn und die liebevollen Mütter freueten sich, daß ihre Kinder bald mit ihnen gleiche Wünsche haben würden. Ohne ihnen etwas von dem zu entdecken, was sie mit ihnen vorhatten, ließen sie einige Tage verstreichen, gaben genau auf

die

die Aeußerung ihrer Kinder acht, und sahen, ihrer Absicht gemäß, daß gegenseitige Liebe in ihren Herzen aufglimmte.

Die Gräfin von Ditmarsen erklärte sich zuerst deutlicher. „Es scheint“ — sprach sie einst zu ihrem Sohne — „daß die Tochter meiner Freundin meines Ekberts Beyfall besitzt.“

„Nicht meinen Beyfall“ — erwiederte Ekbert mit Ausdrucke des Feuers — „nein meine Bewunderung besitzt die junge Gräfin von Werla; und wer sollte ihr nicht, im ersten Augenblicke, da er sie sieht, die größte Bewunderung zollen!“

„Welch inniges Vergnügen für Deine Mutter“ — erwiederte die Gräfin — „daß ihre Wahl Deinem Wunsche gemäs zu seyn scheint. Denn wisse, mein geliebter Sohn, daß ich die liebenswürdige Oda zu Deiner Gattin wählte, so wie ihre Mutter Dich zu ihrem Sohne erkohr.“

„Wäre es möglich“ — rief Ekbert entzückt aus — „daß ein Wunsch, den ich kaum leise wagte seiner Erfüllung schon so nahe seyn sollte!“

„Er ist es“ — entgegnete die Gräfin — „und um ihn derselben schnell etwas näher zu bringen, laß uns jetzt zu Deiner Geliebten und ihrer würdigen Mutter eilen.“

Sie giengen, und nach wenig Minuten sanken die jungen Liebenden einander in die Arme und küßten den ersten Kuß der Liebe. Wonnetrunken sahen ihnen die zärtlichen Mütter zu und weinten dem Glücke ihrer Kinder Freudenzähren. Nach vier Tagen wurden die Liebenden verlobt. Ganz Ditmarsen nahm freudigen Antheil an diesem frohen Feste, aber Graf Ekbert traurte, als zwei Tage später seine reizende Braut sich von ihm trennte, um mit ihrer Mutter wieder nach Werla zu reisen. Doch wurde diese Trauer durch das freudeschaffende Bewußtseyn: daß sie bald wieder-

kehren

kehren würde, um dann auf ewig die Seinige zu werden, gemildert.

Bald nachher bekam der junge Regent Beschäftigung für seine Waffen.

Unwillig, daß es seiner List nicht gelungen war, den verhaßten Ekbert in seine Gewalt zu bekommen — (denn wirklich hatte er, ausser dem Versuche mit seinem Zwerge, noch mehrere gemacht, von denen aber keiner zur Ausführung reifte) — beschloß Graf Udo von Stade, sich noch einmal der Gewalt zu bedienen. So geheim als möglich machte er fürchterliche Zurüstungen und wartete indessen auf Gelegenheit, sie wider Ekbert zu gebrauchen. Vergebens bemühte er sich zwar, in Ditmarsen selbst sich Anhänger zu verschaffen, denn welcher Ditmarse ja seinem Grafen nicht aus Liebe treu war, wagte es aus Furcht nicht, etwas wider ihn zu unternehmen, damit ihn nicht gleiches Schicksal mit den Häuptern der vorhergegangenen Empörung träfe; vergebens also suchte Graf Udo das Feuer in

Ditmarsen anzuflammen, doch wußte er, wie jeder kriegslustige Fürst, bald einen Vorwand zum Anfange der Feindseligkeiten zu finden.

Er machte Ansprüche auf einige Güter, die zu der Verlassenschaft des Grafen Etheler gehörten; und weil er selbst vielleicht am besten von der Ungerechtigkeit dieser Ansprüche überzeugt war, machte er sie ohne weiteres Zaudern mit gewaffneter Hand geltend. Er sendete seinen Sohn Udo, an der Spitze einiger hundert erlesener Krieger dahin ab, um sie in Besitz zu nehmen und der Burgmänner zu Elstorp waren zu wenige, dem ungerechten Beginnen des Grafen von Stade sich widersetzen zu können. Gezwungen hielten sie sich demnach in ihrer Feste ruhig, sendeten aber schleunig Eilboten an den Grafen Ekbert, ihm die Verlegenheit zu berichten, in welcher sie sich befänden und ihn um schnelle und thätige Hülfe zu bitten.

Graf Ekbert war sogleich bereit, für seinen Bruder Burchard, der von dem Grafen

Udo in seinem Eigenthume beeinträchtigt wurde, die Waffen zu ergreifen, glaubte aber doch, ehe er dem Grafen von Stade Gewalt entgegen setzte, vorher versuchen zu müßen, ob er durch gütliche Unterhandlungen nicht das nämliche erhalten könnte.

Ritter Siegfried, dessen Leitung er sich noch immer überlies und seinen Rath zur Richtschnur seiner Handlungen machte, war mit ihm gleicher Meynung. Er zweifelte nicht, daß Ekbert über Udo siegen würde, da er auf die Hülfe des Fürsten Gottschalk sicher rechnen konnte, zitterte aber für das Leben seines Zöglings. Er kannte seinen Muth und fürchtete, daß er, um den ersten Beweiß, den er von demselben öffentlich ablegte, so glänzend als möglich zu geben, sich unverzagt in die größte Gefahr stürzen würde und gesetzt auch, daß es ihm gelingen würde, den brennenden Muth des jungen Grafen zu mindern, so glaubte er ihn doch deshalb nicht weniger in Gefahr.

Mit Recht vermuthete Ritter Siegfried, daß der Graf von Stade die streitigen Güter bloß deßhalb in Besitz genommen hätte, um mit dem Grafen von Ditmarsen in Streit zu gerathen, und daß ihm gewiß an diesen Gütern weniger gelegen wäre, als an dem Tode des, der Größe seines Hauses so nachtheiligen Grafen Ekbert. Als Folge dieser Vermuthung befürchtete der Ritter, daß des Grafen Udo eifrigstes Bestreben seyn würde, Ekberten zu tödten, so bald es zwischen ihnen zu einer Schlacht kommen würde. Um also das Leben des jungen Grafen in Sicherheit zu setzen, glaubte er alles anwenden zu müßen, den Frieden zu erhalten.

Es wurden Abgeordnete von Bokeldeburg nach Elstorp gesandt, um zuerst in der Nähe den ganzen Vorfall zu vernehmen, dann sich in das Lager des Grafen von Stade zu begeben und zur friedlichen Beylegung der ausgebrochenen Streitigkeiten alles zu versuchen. Graf Udo der Aeltere, den Alter und Schwäche

in

in Stade zurück gehalten hatte, war als ein stolzer Mann verschrieen und die Ditmarsischen Abgesandten fanden, daß der jüngere Udo den Fehler seines Vaters in gleich hohem Grade besaß. Sie hatten Auftrag, zuerst bloß Güte und wenn diese ohne Erfolg bliebe, Drohungen anzuwenden. Die erste beantwortete Graf Udo mit Stolze, die zweite hönisch.

„Ich lasse mich von keinem Kinde schrecken" — sprach er zu ihnen — „und wahrlich es ziemt sich nicht, daß ein Knabe, der kaum aus den Händen der Weiber gekommen ist, einem Manne drohen will."

Nicht ohne Absicht sagte dieß der Graf. Er wollte seinen jungen Gegner noch mehr wider sich reizen und zugleich seinen Ehrgeiz aufregen, damit er nicht vielleicht, wie er befürchtete, vom Ritter Siegfried sich bereden ließe, nicht selbst mit zu Felde zu gehen.

Wörtlich berichteten die Abgeordneten, was der Graf von Stade ihnen gesagt hatte und dieser würde sich, wenn er gegenwärtig

 gewesen

gewesen wäre, gefreuet haben, seine Absicht so vollkommen erreicht zu sehen. Der verhöhnte muthvolle Jüngling erblaßte vor Ingrimm.

„Fürwahr“ — rief er aus, „Graf Udo soll empfinden, daß kein Knabe mit ihm ficht! Laßt uns eilend aufbrechen, Herr Ritter“ — wendete er sich dann zu dem Ritter Siegfried — „damit der stolze Udo erfährt, daß Jünglinge Männer seyn können, wenn Helden ihre Lehrer waren.“

Ritter Siegfried hatte vorher schon alle Anstalten getroffen, um sogleich in das Feld rücken zu können, wenn die friedlichen Unterhandlungen mit dem Grafen von Stade vergebens wären. Es bedurfte nur noch einiger Trompetenstöße ein zahlreiches Heer zu versammeln, daher dem Ritter Siegfried jetzt das nöthigste schien, alles anzuwenden, um den feurigen Ekbert von eigner Theilnahme an der Fehde zurückzuhalten. Er bemühete sich vergebens und die Bitten der Gräfin von Ditmarsen

marsen vermochten über ihren Sohn eben nicht mehr, als die Vorstellungen des Ritters Siegfried. Dieser fieng schon an, alles für das Leben seines theuren Zöglings zu fürchten, aber die Gräfin ließ die Hofnung noch nicht sinken, ihn von dem Kriegszuge wider den Grafen von Stade abhalten zu können.

Sie hatte sowohl als Reventlau voraus gesehen, daß Güte gegen den Grafen Udo vergebens verschwendet seyn würde, und daß Ekberts Ehrgeiz ihm schwerlich erlauben würde, an dem Kriege nicht selbst Theil zu nehmen; und vermuthete daher, daß ihre und des Ritters Bitten nicht hinlänglich seyn würden, ihn dahin zu vermögen, daß er der Liebe zu seinem Leben die Befriedigung seines Ehrgeizes opferte. Seiner Geliebten allein trauete sie die Ausführung dieses schweren Unternehmens zu, weshalb sie, sobald das Gerücht von dem Einfalle des Grafen Udo in Bokeldeburg kund wurde, durch einen Eilboten ein Schreiben an die Gräfin von Werla sendete, worin sie ihr

diesen Unfall berichtete und sie zugleich bat, mit ihrer Tochter zu ihr zu eilen, damit diese ihre Bitten mit den ihrigen vereinigen möchte, um ihren Sohn zum Zurückbleiben in Bokeldeburg zu vermögen.

Des festen Vorsatzes ihren Geliebten nicht aus ihren Armen zu lassen, machte sich Oda ohne Säumen nach Bokeldeburg auf und fand bey ihrer Ankunft die Gräfin von Ditmarsen und den Ritter Siegfried eben beschäftigt, von dem jungen Grafen zu erhalten, um was auch Oda ihn bitten wollte. Sie vereinigte sich sogleich mit ihnen, bat ihren Geliebten mit aller Gewalt, welche Liebende besitzen, sich nicht ihr zu entreißen, ehe sie ihn noch ganz den Ihrigen nennte, beschwor ihn bey ihrer Liebe und ließ brennende Thränen auf seine Wangen fallen; aber vergebens waren diese Bitten und vergebens brannten Odas heisse Zähren auf Ekberts Wangen. Wie ein Fels stand Ekbert unerschüttert.

„Ich bitte Dich, Geliebte“ — sprach er zu Oda — „suche mich nicht zu einem Entschlusse zu verführen, der Dich und mich entehren würde. Furcht und zu weit getriebene Sorgfalt lassen Dich Deinen Empfindungen, Deiner Ueberzeugung zuwider sprechen, denn unmöglich könnte ein Mädchen, wie meine Oda, einen Feigen lieben und schimpflich feig müßte ich seyn, wenn ich des Grafen Udo Hohn ungerochen ließe. Nein, Oda, ich gehe an der Spitze meiner Getreuen, geleitet von dem weisen Rathe des Helden Siegfried, hohen Muthes voll dem Räuber und Spötter Udo entgegen. Vertrauen zur Gerechtigkeit, die auf meiner Seite ist und Vertrauen zur Tapferkeit der treuen Ditmarsen belebt die zuversichtliche Hofnung in mir, daß ich als Sieger wiederkehren werde und dann, theureste Oda, wird die Ruhe in Deinen Armen noch seliger seyn.“

Unzählig oft wiederholte Oda ihre Bitten, doch brachten sie alle Wiederholungen der Er-

füllung nicht näher. Als der andere Morgen heran nahete, legte Graf Ekbert seine Rüstung an und eilte aus seinem Gemache, um sich schnell auf sein Streitroß zu schwingen, ohne durch den schmerzvollen Abschied von seiner Geliebten, das Scheiden von ihr sich noch schwerer zu machen. Ekbert irrte. Oda war so frühe wach als er, und als sie den ersten Hufschlag der wiehernden Rosse im Schloßhofe vernahm, trat sie schon mit der Gräfin von Ditmarsen aus ihrem Gemache, damit nicht Ekbert ihr ohne Abschied entwischen könnte, wie er nach ihrer Ahndung vielleicht aus Schonung thun möchte.

Völlig gerüstet erschien jetzt Ekbert und Oda flog in seine Arme.

„Also will Ekbert wirklich seine traurende Oda verlassen und im Getümmel der Schlacht sein theures Leben wagen?“ — rief sie mit Ausdruck des herbsten Schmerzes aus, indeß ihre Thränen die blühenden Wangen herab rannen.

„Pflicht gebeut diese Trennung“ — antwortete Ekbert der sich mit männlichem Muthe gewaffnet hatte — „und meine Oda müßte nicht seyn was sie ist, wenn diese Pflicht nicht auch ihr heilig seyn sollte. Laß mich Geliebte! Lebe wohl und zage nicht über mich! Auch Ihr, Mutter, lebt wohl und fürchtet nichts! Gott und meine getreuen Ditmarsen werden mich schützen!“

Kaum hatte er geendet, als er sich aus ihren Armen riß, die Stiegen hinab flog und ehe noch die weinenden Weiber ihm einige Stufen nachgefolgt waren, schon auf seinem Streitrosse das Zeichen zum Aufbruche gab. Die Trommete ertönte, jauchzend und muthvoll zogen die Ditmarsen zum Kampfe aus, begleitet von den heissesten Seegenswünschen aller Zurückgelassenen.

Eilftes Kapitel.

Die Ditmarsen siegen und trauern.

Indeß die Gräfin von Ditmarsen und die junge Gräfin von Werla, über die Abwesenheit ihres Sohnes und Geliebten klagten und für ihn, vor banger Furcht zitterten, zog dieser an der Spitze seiner Getreuen eilend nach Elstorp. So bald er hier angelangt war, sendete er Kundschafter aus, von dem feindlichen Heere Nachricht einzuziehen, welche mit der Botschaft zurück kamen: daß Graf Udo mit einer zahlreichen Menge Krieger nicht weit entfernt stände. Ekbert näherte sich ihm und den dritten Morgen, nach seinem Auszuge von Bokeldeburg, gab er das Zeichen zum Angriffe. Ehe die Schlacht begann, beschwor Ritter Siegfried den jungen Krieger noch einmal, sich von seiner Ruhmbegierde nicht zu allzuhitzigem Eindringen auf den Feind verleiten zu lassen. Ekbert versprach es, aber das Rollen

seiner Augen, als das Feldgeschrey ertönte, ließ den Ritter Siegfried an der Erfüllung dieses Versprechens zweifeln.

Noch nicht lange hatte die Schlacht gedaurt, da zog sich Graf Udo schon zurück. Ritter Siegfried hielt dieß Zurückziehen für bloße Kriegslist und wendete daher alles an, den Grafen Ekbert vom Nachsetzen abzuhalten. Er sprach vergebens, denn so bald Ekbert die Feinde fliehen sahe, eilte er ihnen nach, ohne der Abmahnungen und Bitten des Ritters zu achten. Ihn zu begleiten schien nun dem Ritter das Einzige, was er thun könnte. Er und sein Enkel Friedrich folgten ihm daher mit allen Reisigen nach, auch gab der Ritter dem Fußvolke Befehl, mit möglichster Eile in ihre Fußtapfen zu treten. Die Verfolger konnten die Fliehenden nicht ereilen, bis sie nach Wistede kamen, wo diese sich setzten. Graf Udo stürzte nun mit allen seinen Reisigen, von seinem Fußvolke kräftig unterstützt, auf den Grafen von Ditmarsen loß.

Ritter Siegfried blickte indessen nach seinem Fußvolke zurück. Er sahe es noch weit entfernt und daher die Gefahr für seinen theuren Zögling um so größer.

„Wer ein tapferer Ditmarse ist“ — rief er den Seinigen zu — „der vereinige sich mit mir, das Leben unsres geliebten Grafen zu schützen! Laßt uns einen Kreis um ihn schliessen und wenn er durchbrochen wird, ihn so oft verneuern, bis unser Fußvolk heran kömmt und uns den Sieg über das, ohne seine Unterstützung uns überlegene Heer der Feinde verschafft.“

Indem er noch sprach, sahe sich schon Graf Ekbert durch einen doppelten Kreis, den die Edelsten seines Heeres um ihn schlossen, wider den ersten Angriff der Feinde geschützt. Es war dem kampfbegierigen Jünglinge misfällig, daß er hierdurch gehindert wurde, sein eigenes Schwerd zu gebrauchen und sein Herz blutete, da er mehrere seiner Vertheidiger als Opfer ihrer Liebe für ihn fallen sahe. Jezt fiel auch

Ritter Siegfried und nun drängte sich Ekbert an die Oeffnung, die durch ihn in dem Kreise entstanden war.

Mit Tigergrimme gieng Graf Udo auf seinen jungen Gegner los, so bald er ihn erblickte und Ekbert lies es ihm nun empfinden, daß er kein Knabe mehr war. Er hob ihn aus dem Sattel, doch war dies ihm nachtheiliger, als dem Grafen Udo, denn von seiner Hitze hingerissen, verlies Ekbert den Kreis und sahe sich plötzlich von den Feinden umringt. Dem Grafen von Stade half indessen sein Leibknappe wieder auf das Pferd. Zehn Lanzen stießen mit einem male nach dem Grafen von Ditmarsen und ein Schwerdstreich des Grafen Udo machte dem Leben des kühnen Jünglings ein Ende, ehe noch die Seinigen etwas zu seiner Rettung thun konnten.

Jezt kam das ditmarsische Fusvolk heran und der schreckensvolle Zuruf: Ekbert und Siegfried sind gefallen; war das Erste, was in die Ohren dieser tapfern Krieger gellte. Der

Tod ihrer Anführer macht sonst gewöhnlich die Krieger muthlos, bey den Ditmarsen aber bewirkte er das Gegentheil. Begierde, ihren Tod zu rächen, gesellte sich zu ihrem Muthe und mit der Wuth gereizter Löwen begannen sie den Kampf. Umsonst bemühete sich Graf Udo, der nun seinen Zweck erreicht hatte, zu fliehen, die Ditmarsen folgten ihm auf den Fersen nach und dann erst, als ihre Arme von dem Gebrauche des mordenden Rachschwerdts erschlafften, ließen sie ab, die Geschlagenen zu verfolgen. Nur wenige von dem stadischen Heere entrannen dem Tode, und Graf Udo selbst wurde schwer verwundet nach Wistede gebracht.

Siegreich zwar, aber trauriger als ob sie geschlagen worden wären, zogen nun die Ditmarsen wieder heim. Sie hatten den Ritter Wolkward von Bordorp zu ihrem Anführer gewählt, der sie gerade nach Bokeldeburg führte. Eher noch als sie, war die Nachricht von Ekberts Tode dahin gedrungen und hatte

alle Bewohner der Feste, so wie des ganzen Landes, in die tiefste Trauer gestürzt. Betäubt und verzweiflungsvoll die Hände ringend gieng die Mutter und die junge Braut des Getödteten umher. Kein Trost machte Eindruck auf sie. Elberts und Siegfrieds Leichname befanden sich in der Mitte des Heeres auf einem Wagen und ihr Anblick stürzte Ida und Oda in Ohnmacht. Ida schienen die vielen Leiden, welche sie schon betroffen hatten, abgehärtet zu haben, Oda aber erlag dem Schmerze, der an ihrem Herzen nagte. Sie wurde krank und erst nach mehreren Wochen genas sie wieder.

Die Leiden dieses guten Mädchens vermehrten den Schmerz der Gräfin von Ditmarsen, denn Oda war ihrem Herzen theuer, ob sie nun gleich nicht ihre Tochter werden konnte. Niemand war, der sie trösten konnte, denn die Gräfin von Werla war bey der Gefahr ihrer geliebten Tochter selbst trostlos und auf dem Schlosse zu Bokeldeburg, wo seit mehreren Jahren Freude geherrscht hatte, sahe man

jezt nur traurige Gesichter. Die Gräfin von Werla hatte lange blos für ihren eignen Schmerz Empfindung, bis die Besserung ihrer Tochter ihn milderte und die betrübte Ida sehnte sich, außer ihrer treuen Kammerfrau, noch ein fühlendes Geschöpf um sich zu haben, an dessen Busen sie weinen und ihren Schmerz ausjammern könnte.

Sie sendete daher einen Boten nach Rinteln, zu ihrer Tochter Oda und beschwor sie, aus ihrem Kloster heim zu ihrer Mutter zu kommen, um sie aufzurichten. Oda liebte ihre Mutter zu zärtlich, als daß sie ihre Bitte nicht für einen Befehl hätte halten sollen, dessen schleunige Befolgung für sie Pflicht wäre. Sie bat die Aebtissin um Erlaubniß, nach Bokeldeburg reisen zu dürfen und hatte nicht nöthig lange zu bitten, da ihre Mutter diese Bitte schon vor ihr gethan hatte. Oda langte bald bey ihrer Mutter an und Anfangs war zwar Klagen ihre einzige gemeinschaftliche Be-

schäf-

schäftigung, aber nach und nach wurde ihr Schmerz doch ein wenig gemäßigter.

Die junge Gräfin von Werla war indessen auch wieder hergestellt worden, doch noch nicht so weit, um ihre Abreise ohne Gefahr antreten zu können. Sie verweilte deshalb mit ihrer Mutter noch einige Zeit bey der Gräfin von Ditmarsen, und die gegenseitige Bemühung der vier leidenden Damen, sich aufzuheitern und zu trösten, trug viel zu ihrer aller Beruhigung bey; aber von neuem wurde der Schmerz der Gräfin von Ditmarsen und ihrer Tochter rege, als die beiden Gräfinnen von Werla sie verließen.

Kurz nach ihrer Abreise gaben die ditmarsischen Edeln der Gräfin einen Beweis ihrer Ergebenheit und Achtung, den sie ihr vielleicht schon früher gegeben haben würden, wenn nicht die mehresten unter ihnen, gleich der Gräfin von Ditmarsen, nur für ihren Schmerz Empfindung gehabt hätten, denn es war beynahe kein edles Geschlecht im Lande, das nicht

durch die Schlacht bey Wistede in Trauer wäre versetzt worden.

Jezt versammelten sie sich in Bokeldeburg, erklärten die Gräfin Ida zur unumschränkten Regentin des Landes, schworen auf ihr Schwerd, sie wider die wahrscheinlichen Angriffe des Grafen von Stade zu vertheidigen, so lange ihr Blut noch flösse und machten dann der Gräfin ihren Beschluß kund. Sie wählten den Ritter Wolkward zu ihrem Redner, so wie sie ihn vorher zu ihrem Anführer gewählt hatten und dieser bat die Gräfin, ihren sehnlichen Wunsch: sich noch länger ihrer Herrschaft zu freuen; nicht unerfüllt zu lassen.

„Euer Begehren, edle Herren“ — antwortete die Gräfin — „ehrt mich und ich erkenne es mit billigem Danke; fürchte aber dagegen auch, daß die Gemäshandlung desselben dies mir so theure Land zu einem Schauplatze mörderischer Fehden machen wird, da nicht zu erwarten ist, daß der Graf von Stade unterlassen sollte, seine, nach Erlöschung des Manns-

stammes

stammes gerechten, Ansprüche auf Ditmarsen durch der Waffen Gewalt gültig zu machen.“

„Nein“ — rief Ritter Wolkward — „der Mörder unsres geliebten, uns zu früh entrissenen Grafen soll nicht unser Herr werden! Wir kennen keine andere, als die sanfte Herrschaft der milden und gerechten Gräfin Ida und flehen Euch, das große Werk der Umbildung der Ditmarsen, das Ihr so schön und weise begonnen habt, auch ruhmvoll zu vollenden.“

„Euer Wille, edle Herren“ — entgegnete die Gräfin — „ist der meinige. Ich nehme Ditmarsen von Eurer Hand an, weil Ihr es dem Lande für dienſam erachtet; willig aber werde ich mich auch aller Rechte, die Ihr mir darauf gebt, entäußern, wenn diese Entäußerung vielleicht dereinst dem Wohle des Landes beförderlich seyn könnte. Doch geschieht jenes blos unter der Bedingung, daß Eure Weisheit und Weltkunde mich leite und Ihr, Herr Ritter von Bordorp, mein Freund

und erster Rathgeber werdet, wie es einst der biedere Reventlau war, um mir den Verlust dieses Edeln zu ersetzen."

„Wenigstens, gnädige Frau" — gab Ritter Wolkward zur Antwort — „wird es mir nicht an Willen, sondern nur an Kräften fehlen, wenn ich dies nicht so ganz vermag, wie ich wünsche."

Die Beschäftigungen, welche ihr die Regierung des Landes gab und die Anwendung der, ihr von diesem Geschäfte, übrig bleibenden Zeit zur Ausbildung ihrer Kinder, ließen der Gräfin von Ditmarsen ihres Kummers auf eine Zeit lang vergessen, aber bald kehrte er wieder und sie, ihre älteste Tochter und der Ritter Wolkward, der sich nicht vergebens bestrebte, der Gräfin ein zweiter Siegfried zu werden, sannen gemeinschaftlich auf Mittel, diesem wiederkehrenden Kummer über den unvergeßlichen Ekbert neue Grenzen zu setzen. Ritter Wolkward pries der Gräfin Zerstreuung als das beste Heilmittel an und glaubte,

daß

daß eine Reise zu ihrem hohen Verwandten, dem Papste Leo dem Neunten und Kaiser Heinrich dem Dritten, ihr diese am ersten gewähren würden. Die Gräfin konnte dem Vorschlage des Ritters ihren Beyfall nicht versagen, doch bedurfte es langer Ueberlegung ehe sie sich zu der Ausführung desselben entschloß. Endlich faßte sie diesen Entschluß und nun folgte ihm auch sogleich die Ausführung.

Zuerst machte sie eine kleine Reise zu ihrer Freundin, der Gräfin von Werla, um ihre Töchter Richenza und Alkarina ihrer Obhut zu empfehlen und die Gräfin von Werla freuete sich, ihrer Freundin eine Gefälligkeit erzeigen zu können. Nur wenige Tage verweilte die Gräfin von Ditmarsen bey der Gräfin Richenza, dann kehrte sie wieder in ihr Land zurück, ernannte den Ritter Wolkward von Bordorp in ihrer Abwesenheit zum Landesverweser und trat nun, mit ihrer Tochter Oda und dem zehnjährigen Burchard, die Reise an. Den Tag vor ihrer Abreise hatten

sich alle ditmarsische Edle auf ihrem Schlosse versammelt, um ihr zu ihrer Reise Glück und vorzüglich Erreichung der Absicht, in welcher sie sie unternahm, mit theilnehmendem Herzen zu wünschen.

Zwölftes Kapitel.

Die Reise der Gräfin macht auf ihre Kinder ganz entgegengesetzte Eindrücke.

Kaiser Heinrich der Dritte war von ihren beiden Oheimen der erste, welchen die Gräfin von Ditmarsen besuchte. Sie fand ihn noch in der Reichsstadt Tribur, wo er einen Reichstag gehalten hatte, auf welchem sein dreijähriger Sohn Heinrich zum römischen Könige gewählt wurde. Die Gräfin von Ditmarsen wurde, so wohl von dem Kaiser, als seiner Gemahlin Agnes, freundschaftlich empfangen, und die Lustbarkeiten, welche theils wegen der Königswahl des jungen Heinrichs, theils auch wegen

wegen der Belehnung der Kaiserin mit dem Herzogthume Baiern angestellt wurden, trugen vieles zur Zerstreuung und Verscheuchung des Kummers der Gräfin bey. Anfangs war ihr die Theilnahme an diesen Lustbarkeiten lästig, weil sie sie nicht mit frohem Herzen genießen konnte, aber nach und nach hatten sie jene wohlthätige Wirkung zur Folge. Ida bemühte sich ihren Mismuth vor andern zu verbergen und dieser Zwang bewirkte eine Verminderung desselben.

Die Gräfin von Ditmarsen war noch zu jung und schön — denn kaum hatte sie ihr dreissigstes Jahr zurückgelegt — und ihr Besitz auch in Absicht auf politische Größe zu reizend und wünschenswerth, als daß nicht viele der Großen, welche sich an dem Hofe des Kaisers befanden, um ihre Hand hätten werben sollen. Der Kaiser selbst verwendete sich zum Vortheile einiger unter ihnen, aber weder sein Zureden, noch die Verdienste mehrerer ihrer Werber, oder der Gedanke: an der Seite ei-

nes unter ihnen eine größere Rolle zu spielen als bisher; konnte den festen Vorsatz der Gräfin verändern, hinfort nur ihren Kindern und ihrem Lande zu leben.

Einige Wochen verweilte sie bey dem Kaiser Heinrich, dann brach sie nach Rom auf, wo sie aber weniger Vergnügen fand als in Tribur. Sie wurde zwar vom Pabst Leo dem Neunten nicht weniger ehrenvoll und freundschaftlich empfangen, als von dem Kaiser, aber der Anblick des Pabstes selbst machte ihr keine Freude, denn sie fand den heiligen Vater auf dem Siechbette. Seine Leiden machten in der Gräfin von Ditmarsen den Kummer von neuem rege, den ihre Reise und der Aufenthalt in Tribur einigermaßen vermindert hatten, obgleich der kranke Pabst sich bestrebte, sie nach besten Kräften zu trösten. Sie klagte über sein Leiden, über seinen wahrscheinlichen Tod, Leo aber, so gerechte Hofnung er auch nach seinem Alter gehabt hätte, noch mehrere Jahre zu leben, bat sie, sich

nicht

nicht um ihn zu grämen, weil er gern von hinnen schiede und die himmlische Krone ihm den frühen Verlust der päbstlichen reichlich ersetzen würde.

Auch Pabst Leo wünschte, daß seine Nichte sich wieder vermählen möchte. Er foderte sie hierzu auf und suchte ihr zu beweisen, daß sie als Gattin eines würdigen Mannes glücklicher seyn würde, wie sie als Wittwe wäre, bewirkte aber mit seinen Vorstellungen nicht mehr als Kaiser Heinrich. Ida bat ihn, nicht länger von einer Vermählung mit ihr zu reden, da sie zu jeder abgeneigt wäre und Pabst Leo schwieg endlich, weil er sahe, daß der Vorsatz seiner Nichte durch nichts umzuändern war.

Sorgfältig pflegte die Gräfin von Ditmarsen ihres kranken Oheims. Sie wachte an seinem Siechbette, suchte ihm die Schmerzen, womit seine Krankheit begleitet war, so viel als möglich zu erleichtern und erwarb sich durch dies alles die Liebe des heiligen Vaters in so hohem Grade, daß er sie vor seinem Ende

nicht

nicht nur mit seinem apostolischen Seegen, sondern auch mit einem reichen Vermächtnisse bedachte. Ida blieb so lange in Rom bis der Leichnam des Pabstes in die Gruft gesenkt worden war, dann reißte sie, aus des Pabstes Verlassenschaft bereichert, wieder nach Ditmarsen zurück.

Alle Ditmarsen empfiengen ihre geliebte Beherrscherin mit lautschallender Freude, die nicht allein durch ihre Wiederkehr, sondern hauptsächlich durch die Bemerkung, daß die Gräfin jezt weit heiterer war, als vor ihrer Abreise, aufgeregt wurde. Es war ihr gelungen ihren Gram über den Verlust Ekberts so weit zu besiegen, daß der Gedanke an ihn ihre Augen nicht mehr mit Thränen füllte. Auch ersetzte ihre Tochter Oda ihr diesen Verlust mehr, als die Gräfin sich geschmeichelt hatte. Sie hatte befürchtet, daß Oda nur eine Zeitlang bey ihr verweilen und dann wieder in ihr geliebtes Kloster zurückkehren würde, daher in-

nige

nige Freude sie erfüllte, als Oda ihr versprach, sie nicht wieder zu verlassen.

Es hatte der Gräfin wenig Mühe gekostet dies Versprechen von ihrer Tochter zu erhalten. Oda schien zur Rückkehr in ihr Kloster wenig geneigt, so groß auch einst ihr Sehnen nach dem klösterlichen Leben gewesen war und so vollkommen es ihr auch, während ihres Aufenthaltes in dem Kloster gefiel.

Wir können nicht entscheiden, ob vielleicht Erwachung vorher noch schlafender Empfindungen, für welche das Leben im Kloster keine Befriedigung versprechen konnte, oder was sonst die Ursache dieser schnellen Veränderung war und haben daher blos berichtet, daß sie wirklich mit dem jungen Fräulein vorgieng.

Freudig drückte die Gräfin von Ditmarsen Oda an ihren Busen, als sie jenes gewünschte Versprechen von ihr erhielt und traf nun eilend Verfügungen, sie wieder aus dem Kloster in Rinteln zu lösen. Es verursachte Anfangs einige Schwierigkeiten, doch wußte

die

die Gräfin von Ditmarsen diese durch Vermittelung ihrer Freundin, der Aebtissin zu Rinteln, und durch Hülfe einiger Hände voll Goldstücke aus dem Wege zu räumen.

Innig freuete sich deshalb die Gräfin, daß sie sich auf ihrer Reise von Oda hatte begleiten lassen, denn sie sahe die Umwandlung ihrer Stimmung, welche den Wünschen ihrer Mutter so ganz gemäs war, für eine Folge dieser Reise an.

Wenig war sie hingegen mit dem Eindrucke zufrieden, den der längere Aufenthalt in Rom auf ihren Burchard gemacht hatte. Der höchste Glanz des geistlichen Standes blendete hier die Augen des Knaben und entflammte in ihm den Vorsatz, diesen Stand auch zu dem seinigen zu wählen. Burchards Vorsatz unterschied sich dadurch von den gewöhnlichen Vorsätzen, im Knabenalter gefaßt, daß nichts ihn zu erschüttern vermochte.

Gleich nach seiner Heimkunft, bat Burchard seine Mutter, daß sie ihm erlauben möchte, in

den

den geistlichen Stand zu treten, weil er Pabst oder wenigstens ein Bischof werden wollte.

Ida lächelte, da sie nicht glaubte, daß der Glanz, welchen Burchard an dem heiligen Vater Leo bewundert hatte, auf ihn so unverlöschlichen Eindruck gemacht hätte, als die Folge bewies. Umsonst suchte sie ihm begreiflich zu machen, daß unter tausend Geistlichen kaum einer Bischof und unter vielen tausenden nur einer Pabst würde; und eben so vergebens bemühte sie sich, seiner Herrschbegierde, — denn nur diese glaubte sie in seinem Hange zum geistlichen Stande zu finden, — durch die Aussicht zu schmeicheln, die er, wenn er weltlich bliebe, zu ihrer Befriedigung hatte, da er außer den Besitzungen seines Vaters einst auch Ditmarsen erhalten würde.

Vater Benno, der schon erwähnte Beichtiger der Gräfin von Ditmarsen, unterstützte die Bitten ihres Sohnes, von deren Wiederholung diesen weder die Vorstellungen seiner Mutter noch des Ritters Wolkward, der sich

mit ihr verband, zurück halten konnte. Benno war aufgebracht, daß die Gräfin wider seinen Rath ihre Tochter der Kirche, deren Braut sie worden war, wieder geraubt hatte und beschloß deßhalb, Burchards fromme Bitten alles Ernstes zu unterstützen. Er war es auch, der Burchards Neigung zum geistlichen Stande, so wie seine Abneigung gegen den weltlichen kurz nachher vergrößerte.

Beständig mit dem Gedanken an die bischöfliche Würde beschäftigt, gieng es sehr natürlich zu, daß Burchard auch davon träumte: So träumte ihm einst, daß er einen Bischofstab und eine Lanze und eine Fahne vor sich liegen sähe. Der erste lag an einer Leiter, deren letzte Sprossen die Wolken verbargen, da hingegen auf den sichtbaren Sprossen die Sinnbilder aller denkbaren Freuden zu sehen waren; die letztern lagen auf der obersten Stufe einer Stiege, die sich in der Hölle endigte und auf deren Stufen Burchard Elend und Unglück in allen Gestalten erblickte. Er wendete seinen

Blick

Blick hinweg und schauderte und jetzt rief eine Stimme: wähle und siehe hier das Schicksal, das Deiner Wahl unvermeidlich folgen wird! Konnte Burchard in seiner Wahl zweifelhaft bleiben?

Er erwachte, die Bilder seines Traumes schwebten ihm noch vor und wachend wählte er nun auch, was er träumend schon gewählt hatte. Er eilte, dem Vater Benno seinen Traum mitzutheilen und dieser ermangelte nicht, ihn für Eingebung Gottes zu erklären, worauf er sich sogleich in das Gemach der Gräfin begab und sie ermahnte, nicht selbst die Schöpferin des Unglücks ihres Sohnes zu werden, das nach der erhaltnen Offenbarung sein Loos werden würde, wenn sie ihm nicht, seinen Wünschen gemäß, erlaubte, sich dem geistlichen Stande zu weihen.

Die Gräfin verhehlte ihrem Beichtvater nicht, daß sie den Traum, welcher ihm so richtig schien, wo nicht für eine List, die ihr verblendeter Sohn erdacht hätte, doch wenigstens

für eine leicht erklärliche Folge der Beschäftigung seiner Seele hielte; nicht aber für einen Aufschluß seines künftigen Geschicks. Eine Aeußerung die der fromme Beichtiger für Unglauben und frevelnden Spott erklärte, und verbunden mit dem jungen Schwärmer, immer heftiger in die Gräfin drang. Beyde beschworen sie, bey ihrer mütterlichen Liebe Burchards Glücke nicht in den Weg zu treten und die Gräfin gab endlich nach, doch nicht ohne Hofnung, daß Burchard vielleicht von seiner Schwärmerey so bald würde geheilt werden, als Oda.

Entzückt über die endliche Erfüllung seines heißen Sehnens, sagte Burchard seiner Mutter in ihren Armen den feurigsten Dank und konnte nun kaum die Zeit erwarten, wo er nach Trier gebracht werden sollte, den geistlichen Studien obzuliegen. Zu langsam für ihn, aber zu geschwind für seine Mutter brach der Tag seiner Abreise an und freudiger noch, als

als einst Oda, drückte Burchard den Abschiedskuß auf die Lippen seiner Mutter.

Dreizehntes Kapitel.

Ida handelt nach dem Vorbilde ihrer Großmutter.

Wenig Tage nach Burchards Abreise stellte Ritter Wolkward der Gräfin den Ritter Miecislaus aus Pohlen, unter dem Namen eines seiner Freunde vor, und der fremde Ritter hatte weiter keiner Empfehlung nöthig, um von der Gräfin wohl aufgenommen zu werden. Miecislaus erwarb sich bald auch durch sich selbst den Beyfall der Gräfin, so daß sie ihn bat, während seines Aufenthalts in ihrem Lande seine Zeit zwischen dem Ritter Wolkward und ihr zu theilen. Unverkennbar war des Ritters Freude, über diese Erklärung und er benutzte die erhaltene Erlaubniß sehr oft, doch

bereuete es die Gräfin nicht, daß sie sie ihm gegeben hatte, da sich der Beyfall, welchen sie dem Ritter gleich bey seinem ersten Erscheinen nicht versagen konnte, durch längern Umgang bald in Achtung verwandelte.

Der Ritter erzählte öfters von Pohlen, Rußland, dem morgenländischen Kaiserthume und von der unermeßlichen Hauptstadt dieses letztern Reiches, und die Gräfin von Ditmarsen nebst ihrer Tochter waren jederzeit seine aufmerksamen Zuhörerinnen. Vorzüglich schien seine Unterhaltung für Oda vielen Reiz zu haben. Sie war ganz Ohr, wenn er sprach, ihre Blicke ruhten öfters auf ihm, sanken aber immer sittiglich zu Boden, wenn die seinigen ihnen begegneten. Mehrmahls theilte sie ihrer Mutter ihre Verwunderung mit, daß ein Mann, der so wenig Jahre zählte als Ritter Miecislaus — (der nach seiner Angabe, die durch sein Ansehen bestätigt wurde, nicht älter als vier und zwanzig Jahr war) — schon so mancherley nicht nur gesehen, sondern sogar

genau

genau beobachtet hatte und die Gräfin von Ditmarsen stimmte ihrer Tochter bey; doch wurde ihre Verwunderung dadurch noch mehr rege, daß Miecislaus Wolkwards Freund war, da doch dieser von einem Ritterzuge nach Pohlen bereits vor sieben Jahren zurückgekehrt war.]

Sie verbarg dies dem Ritter Wolkward nicht und die Erklärung, welche sie zur Antwort von demselben erhielt, daß Miecislaus schon bey seiner Anwesenheit in Pohlen für einen der tapfersten und verdienstvollsten Ritter gegolten hätte, trug nicht wenig zur Vermehrung ihrer Achtung gegen denselben bey. Auch erregte dieß die Vermuthung in ihr, daß Miecislaus höheren Standes seyn möchte, als er vorgab, weil ihr nicht unbekannt war, daß Personen von dem niedern Adel die Ritterwürde selten so früh erhielten. Wahrscheinlicher noch wurde diese Vermuthung durch den seltnen Glanz, welchen sie an dem Ritter und seinen Knappen bemerkte.

Doch wir haben uns vielleicht schon zu lange bey einem Nebenumstande aufgehalten, der für die Gräfin von Ditmarsen keinen Werth hatte. Sie schätzte in dem Ritter Miecislaus bloß den wackern und verdienstvollen Mann, ohne Rückblick auf seine Abkunft.

Das Niedersinken der Blicke ihrer Tochter, wenn des Ritters Blicke sie trafen, war von der Gräfin von Ditmarsen nicht unbemerkt geblieben, doch hielt sie es bloß für Folge jungfräulicher Sittsamkeit; als sich aber nach kurzer Zeit öfters Purpurröthe zu jenem Niedersenken gesellte, ahndete die Gräfin, daß es nicht bloße Sittsamkeit wäre, welche die Blicke ihrer Tochter niederschlug und ihre Wangen röthete. Sie wußte nicht, ob sie sich dieser Bemerkung freuen oder sie betrauren sollte, so wie sie unentschloßen blieb, ob Entdeckung oder Verheimlichung derselben gegen Oda räthlicher wäre. Sie gedachte des Verhaltens der Kaiserin Gisela gegen sich, als sie einst in der nämlichen Lage war, in welcher sich jetzt Oda

befand,

befand, und, gewiß überzeugt, daß ihre Tochter, die noch nie ein Geheimniß vor ihr gehabt hatte, ihr auch jetzt ihre Empfindungen nicht verbergen würde, so bald sie diese nur erst selbst kennen gelernt hätte, beschloß sie zwar zu schweigen, aber doch ihrer unkundigen Tochter diese Erkenntniß zu erleichtern.

Diesem Entschluße gemäß begann sie mit ihrer Tochter ein Gespräch über Liebe, ihre Wirkungen und Aeußerungen. Oda bewahrte treulich in ihrem Herzen, was ihre Mutter sie lehrte, dachte dann ihren Lehren in der Einsamkeit ihres Gemachs reiflicher nach und die Folge dieses Nachdenkens, war die Entdekkung, welche die hellersehende Mutter schon früher gemacht hatte. Furchtlos und ohne Zögern machte sie sie nun ihrer Mutter kund, indem sie sie zugleich um ihren Rath bat, was sie mit ihrem Herzen anfangen sollte.

„Diesen, liebe Tochter“ — antwortete die Gräfin — „ertheile ich Dir morgen, bis

 dahin

dahin sey wegen der Leidenschaft, die sich in Deinem Herzen entzündet hat, außer Sorgen."

Unmittelbar nach diesen Worten trat Ritter Wolkward in das Gemach der Gräfin, welche ihm eilend entgegen rief: „Gut, Herr Ritter, daß Ihr kommt! Eben wünschte ich, Euch zu sprechen."

Ohne zu ahnden, daß sie der Gegenstand dieses Gesprächs seyn würde, verließ Oda eilend das Gemach ihrer Mutter, damit Ritter Wolkward die Unruhe nicht bemerken möchte, die sich auf ihrem Gesichte mahlte. So bald sich die Gräfin allein sahe, begann sie gegen den Ritter:

„Jetzt, mein theurer Freund! gebt mir auch einmal Euren Rath in etwas anderm, als in Angelegenheiten des Landes. Ritter Miecislaus hat in dem Busen meiner Tochter Liebe entflammt, ob mit oder ohne seinen Willen ist mir unbekannt, und Ihr allein, Herr Ritter, könnt wissen, ob ich mich dieses Begegnißes freuen darf oder es beklagen muß."

„Wenig-

„Wenigstens schmeichle ich mich des ersten“ — antwortete Wolkward — „Es sey Euch, edle Frau, unverholen, daß es meines Freundes Absicht war, in dem Busen Eures Fräuleins Empfindungen aufzuregen, welche denen, die ihr erster Blick in dem seinigen entzündete, ähnlich wären. Statt Euch um Verzeihung zu bitten, daß ich Mitwissender dieses Geheimnisses war und es vor Euch verbarg, erlaubt mir meinen Freund zu Euch zu führen, der sich und mich zugleich entschuldigen wird.“

Ohne ihre Antwort zu erwarten, schied Wolkward eilend von der Gräfin, kehrte aber nach einigen Augenblicken, von dem Ritter Miecislaus begleitet, zurück.

„Vergebt Frau Gräfin“ — redete dieser die ungeduldig harrende Ida an — „vergebt, daß ich vermummt bey Euch Eintritt suchte. Hört den Grund, warum ich dies that und dann entscheide Eure Gerechtigkeit, ob meine Mummerey verzeihlich ist. Mein

Name

Name ist nicht Miecislaus, mein Vaterland nicht Pohlen; es ist Fürst Wsewolod, der jetzt die Ehre hat mit Euch zu sprechen."

Der Fürst schwieg jetzt einen Augenblick, aber seine unvermuthete Entdeckung hatte die Gräfin zu sehr in Staunen gesetzt, um ihm antworten zu können. Sie verbeugte sich bloß und der Fürst fuhr fort:

„Daß meine Gemahlin gestorben ist, hat Euch vielleicht das öffentliche Gerücht verkündigt; daß aber unsere Vermählung kein Bündniß der Liebe, sondern der Staatsklugheit war, wisset Ihr wahrscheinlich noch nicht. Mein Vater hielt es der Wohlfahrt Rußlands für heilsam, wenn ich mich mit der Tochter des griechischen Kaisers, Konstantins Monomachs, verbände, und ich erfüllte seinen Wunsch um so williger, da diese Prinzessin reizend genug war, um mich bey dem ersten Anblicke zu fesseln und in der Verbindung mit ihr nicht Glück für Rußland allein, sondern auch für mich zu hoffen. Meine Hofnung

täuschte mich, ich fand kein Glück. Doch vergönnt mir, zu verbergen, warum ich es nicht fand. Gewißer überzeugt zu seyn, daß ich mir bey einer zweiten Ehe nicht wieder vergebens mit der Hofnung des Glücks schmeicheln würde, beschloß ich nach dem Tode meiner Gemahlin, unerkannt ein Mädchen aufzusuchen, das mich frey von jeder andern Rücksicht bloß um mein selbst willen liebte und dessen genaue Prüfung mir bewiese, daß mein Glück, durch dieß Mädchen mir gegeben, kein Flitterglück von kurzer Dauer seyn würde. In dieser Absicht durchstrich ich seit sechs Monden Schweden und Dänemark, fand aber nicht was ich suchte. In Dänemark machte der Ruf von Eurem Fräulein meine Aufmerksamkeit rege. Ich eilte hieher, entdeckte mich dem Herrn Ritter, der so gefällig war, Mitarbeiter an meinem Plane zu werden. Ich sahe die reizende Oda und wahrlich, Frau Gräfin, ich fand mehr als meine kühnsten Hofnungen erwartet hatten! Von Euch, Frau

Gräfin

Gräfin und von Eurem Fräulein hängt es nun ab, mir ein Glück zu gewähren, gegen welches ein Fürstenthron Tand ist.“

„Meine Oda sey Euer, gnädiger Herr“ — antwortete die Gräfin von Ditmarsen: — „und all das Glück, das Ihr von ihrem Besitze Euch versprecht, erflehen Euch die Wünsche ihrer Mutter. Erlaubt mir noch hinzuzusetzen, daß nicht der Gedanke, meine Tochter bald eine mächtige Fürstin zu sehen, mich zu dieser schnellen Bewilligung reizt. Mein Freund Wolkward hat ohne Zweifel vor wenig Augenblicken in meinem Innern gelesen, daß ich sie auch dem Ritter Miecislaus nicht verweigert haben würde. Laßt mich nun das liebende Mädchen Euch zuführen.“

„Du handelst fälschlich, meine Tochter,“ — trat die Gräfin von Ditmarsen augenblicklich in das Gemach ihrer Oda — „wenn Du vielleicht mit Deinem Herzen rechtest, oder gar den Empfindungen, die darinnen aufgelodert sind, den Krieg ankündigst. Komm, Liebe,

und

und hauche sie an dem Busen Deines Geliebten aus.“

Sie ergrif die Hand ihrer Tochter, welche sprachlos und staunend ihr folgte und eilte zu dem Fürsten Wsewolod, dem, feurige Liebe zeigende, Ungeduld die Dauer ihrer Abwesenheit lang gemacht hatte, so kurz sie auch war. Sie faßte jetzt auch seine Hand, um Odas Hand hinein zu legen und rief warm und feyerlich aus:

„Liebt Euch immer wie jetzt — und Glück wird Euren Fußtritten folgen!“

Was die Liebenden thaten und empfanden — dieß Leser mahle und denke Dir selbst, wenn Du liebst oder liebtest!

Vierzehntes Kapitel.

Ein seltenes Opfer.

Daß Wsewolod ein russischer Fürst war, haben wir schon aus seinem eigenen Munde vernommen; wir brauchen daher nur noch hinzu zu setzen, daß sein Vater Jároslaw sein Reich unter ihn und seine drei Söhne vertheilt hatte und daß Wsewolod seinem Vater unter allen seinen Söhnen der Liebste war, um unsere Leser mit Odas Geliebten etwas genauer bekannt zu machen. Diese Theilung Rußlands geschahe kurz vor dem Antritte der Reise, welche Wsewolod in den Angelegenheiten seines Herzens machte. Er glaubte von der Abwesenheit aus seinem Lande nichts zu befürchten zu haben, da er die Verwesung desselben einem Diener anvertraut hatte, der ihm so treu als von seinen Unterthanen geliebt war; dennoch wünschte er nun bald wieder in sein Land zurückkehren zu können; und die Gräfin von Ditmarsen

Ditmarsen verhinderte die Erfüllung dieses Wunsches nicht, da der Schmerz, welcher mit dem Gedanken an die Trennung von ihrer geliebten Tochter verbunden war, von dem Hinblicke auf das Glück besiegt wurde, welchem Oda an Wsewolods Seite entgegen gieng.

Durch den Bischof von Kiew, den frommen Hilarion, den Wsewolod mit sich genommen hatte, vermählt, verließen Wsewolod und seine liebenswürdige Gattin Bokeldeburg drei Wochen nach dem Tage, an welchem die Gräfin von Ditmarsen ihre Hände in einander gelegt hatte. Die Thränen der Gräfin rannen bey ihrem Abschiede und ihre Wünsche und ihre Gebete für ihr Glück begleiteten sie.

Ida sahe sich nun dreier ihrer Kinder beraubt, doch klagte sie nur über Ekberts Verlust. Von der geliebten Tochter wußte sie, daß sie nicht nur durch Wsewolods Besitz, sondern auch dadurch glücklich war, daß sie an der Beförderung des Glücks vieler tausend Unterthanen arbeiten konnte, und von Bur-

chard schmeichelte sie sich noch immer, daß er nach Bokeldeburg zurückkehren würde, um das Ordenskleid mit der Rüstung zu verwechseln.

Richenza und Alkarine, die sich bereits dem jungfräulichen Alter näherten, machten es sich beyde zur süßen und heiligen Pflicht, ihrer liebevollen Mutter den Verlust und die Abwesenheit ihrer andern Kinder nach allen Kräften zu ersetzen. Ida verkannte ihr eifriges Bestreben nicht, und ob sie es gleich nicht durch vermehrte Liebe belohnen konnte, denn Idas mütterliche Liebe war keiner Vermehrung fähig, so hielten doch die beyden Fräuleins durch die Versicherung: daß sie das Glück ihres Lebens ausmachten; welche ihnen ihre Mutter öfters gab, sich reichlich belohnt.

So verstrichen über zwei Jahre, ohne daß das Glück der Gräfin von Ditmarsen durch irgend etwas gestöhrt worden wäre. Immer hatte sie gefürchtet, daß Graf Udo von Stade den Besitz von Ditmarsen verlangen würde;

und auch jetzt hatte sie diese Furcht noch nicht verlassen, ob gleich Graf Udo drei Jahre lang schwieg. Bald bewieß es sich, daß sie nicht vergebens gefürchtet hatte.

Nicht aus Liebe zum Frieden, sondern aus Furcht war Graf Udo bisher ruhig geblieben. Ueberzeugt, daß er zu schwach wäre, die wider ihn so sehr erbitterten Ditmarsen zu besiegen, da Fürst Gottschalk nicht anstehen würde, zu ihrer Hülfe herbey zu eilen, beschloß er, sie nicht eher anzugreifen, bis er dieß mit wahrscheinlicherer Hofnung eines glücklichen Erfolgs würde thun können. Der Zeitpunkt, sich dieses glücklichen Erfolgs schmeicheln zu dürfen, trat ein, als Graf Udo im Jahr 1056 Markgraf von Soltwedel wurde, wo er nun glaubte, Macht genug zu besitzen, um den Kampf wagen zu können. Er rüstete sich mit aller Macht, sendete aber, ehe er sein Heer aufbot, Abgeordnete nach Bökeldeburg, weil er durch einige Kundschafter, die er daselbst hielt, vernommen hatte, daß er vielleicht durch

Vermittelung der Gräfin ohne Schwerdtstreich erhalten würde, wornach er strebte.

Unmittelbar nach ihrer Ankunft in Bokeldeburg, baten die stadischen Abgeordneten die Gräfin von Ditmarsen um ein geheimes Gehör, das sie ihnen auch ohne Anstand bewilligte. Ritter Wolkward war der Einzige, der bey demselben gegenwärtig war.

„Der Ruf der Gerechtigkeit“ — begann der Redner unter den Abgeordneten — „in welchem Ihr, gnädige Frau, mit so vielem Rechte allgemein steht, müßte dem Markgrafen von Soltwedel, meinem gnädigen Herrn unbekannt seyn, wenn er glauben sollte, daß Euch die Ansprüche, welche er an Ditmarsen und an die in seiner Grafschaft Stade gelegene Verlassenschaft Eurer seeligen Herren hat minder gerecht scheinen sollten, als sie wirklich sind. Ditmarsen gehört zu den Besitzungen des stadischen Hauses und bloß aus zärtlicher Liebe, und um ihn für die Leiden zu belohnen, die er um seinetwillen in der Gefan-

genschaft

genschaft der Normänner erduldet hatte, gab Graf Heinrich der Gute dieß Land seinem Sohne Siegfried. Dieser starb früher als sein Vater, welchem sein Bruder Siegfried in der Regierung folgte. Vormundschaftlich regierte Siegfried auch über Ditmarsen, überließ dieß aber dem Sohne des jüngern Siegfried, Eurem seeligen Herrn und Gemahle. Doch wozu berühre ich Dinge, die Euch sowohl bekannt sind als mir. Genug hievon und auch zum Beweise der Gerechtigkeit der Ansprüche meines Herrn weiter nichts, da Ihr gnädige Frau, sie gewiß nicht bezweifeln werdet. Von ihm ergehet daher die Frage an Euch: ob es Euch gefällig ist, ihn in den Besitz seiner Rechte zu setzen? Mein gnädiger Herr hofft, daß Eure Billigkeit es thun wird und hat deßhalb nicht gleich mit Heereskraft seine unleugbaren Rechte ausgeführt, sondern mich an Euch gesendet, um gütliche Unterhandlungen mit Euch zu pflegen, damit nicht das Blut edler und wackerer Männer un-

nöthig verspritzt werde. Ihr gnädige Frau, habt nun zu entscheiden, ob die Schwerdter in den Scheiden bleiben oder gezückt werden sollen, denn so sehnlich auch mein gnädiger Herr das erstere wünschte, so wenig kann er sich und seinem Hause Rechte vergeben, die ihm gehören."

Hier endigte der Abgesandte und die Mienen des Ritters Wolkwards bewiesen deutlich, daß er über seinen Vortragunwillig war. Freundlich hingegen antwortete ihm die Gräfin, daß sie, was er gesagt hätte, mit allen Edeln ihres Landes genau erwägen, auch ihm in drey Tagen entscheidende Antwort geben würde und der Gesandte schied fröhlich von ihr, weil er aus ihren Mienen einen erwünschten Erfolg seiner Sendung deutete.

Kaum hatte er sich entfernt, als Ritter Wolkward sprechen wollte, woran ihn aber die Gräfin verhinderte, indem sie ihm gebot, ohne Verzug zu einer Versammlung der Edeln des Landes auf den dritten Tag Veranstaltung

zu treffen. So bald Wolkward sie verlassen hatte, eilte sie in ihr Gemach, um hier das Beste Ditmarsens abzuwägen. Wolkward befürchtete, daß ihr Entschluß seinen Wünschen, die mit den Wünschen aller Ditmarsen überein stimmten, zuwider seyn möchte und bemühte sich daher, ihn zu erfahren, ehe sie ihn öffentlich kund machen würde, um ihn vorher leiten oder umändern zu können. Er bemühete sich vergebens.

„Verzeiht Herr Ritter“ — sprach die Gräfin zu ihm — „daß ich dießmal etwas vor Euch verberge. Nicht eher, als in voller Versammlung aller Ditmarsischen Edeln werdet Ihr meinen Entschluß erfahren, jetzt aber nehmt schon die Versicherung von mir, daß er das Beste des Landes nicht nur zur Absicht hat sondern es auch gewiß befördern wird.

„Ditmarsens Bestes“ — antwortete Ritter Wolkward — „kann nur dann befördert werden, wenn Ihr, des Landes gütige Mutter, noch fürderhin dafür sorgt und Ditmar-

sen in einem Gemahle oder einem Sohne einen Mitregenten gebt; und es sey Euch, edle Gräfin, unverholen, daß in mir der furchterweckende Argwohn lebt, daß Ihr uns dagegen einen Beherrscher geben wollt, den wir verabscheuen müßen, weil er der vorsetzliche Mörder unsers geliebten, uns zu früh entrissenen Grafen, und vergeßt es nicht, gnädige Frau, und Eures Sohnes war!"

„Noch einmal Herr Ritter versichere ich Euch" — erwiederte die Gräfin — „daß Sorgfalt für die Wohlfahrt Ditmarsens mich leiten wird."

Der dritte Tag erschien, mit ihm in Bokeldeburg die Edeln des Landes und ohne Verzug trat die Gräfin in die Versammlung derselben.

„Es wird Euch unvergessen seyn, edle Männer" — redete die Gräfin die Versammelten an — „daß als Ihr mich zur Regentin von Ditmarsen erklärtet, ich Euch versicherte, daß ich mich aller Rechte, die Ihr mir über

über dieses Land gabt, willig wieder begeben wollte, wenn seine Wohlfahrt dieß erheischte. Jetzt ist es Zeit, mich meines Versprechens zu erinnern.

„Wisset demnach, daß Ihr mich heut zum letztenmale als Eure Gräfin sehet!“

„Nein!“ — riefen Alle — „auch unsere Enkel müßen Euch noch sehen — nicht bloß Euer Andenken segnen! Laßt Euch, gnädige Frau! keine unnöthige Furcht schrecken und seyd überzeugt, daß Eure Edeln, mit allen den Ihrigen, eher den letzten Blutstropfen vergießen, als zugeben werden, daß der Graf von Stade Euch in dem Besitze Eures Landes stöhrt.“

„Und Ihr, edle Herren!“ antwortete die Gräfin — „laßt Euch nicht von dankeswerther Liebe und Treue gegen mich zu einem Vorsatze verführen, dessen Ausführung Euer und der Eurigen Verderben nach sich ziehen würde.

„Der Graf von Stade ist zu der Foderung, die er an mich macht berechtigt und so Ihr sie ihm verweigertet, würde er Unterstützung genug finden, wenn er nicht schon selbst mächtig genug wäre, seinen Zweck ohne eines andern Beyhülfe zu erreichen. Ueberdies ist auch eine Nachricht, die ich vor zwei Tagen erhielt, günstig für ihn.

„Mein Sohn Burchard ist bereits wirklich in den geistlichen Stand getreten, daß also nun, da er hierdurch der Erbfolge verlustigt ist, Ditmarsen unleugbar wieder an den Grafen von Stade zurück fällt.“

„Unleugbar würde es sein werden“ — wendete Ritter Wolkward ein — „wenn Graf Ekbert eines natürlichen Todes gestorben wäre, — da aber Udo ihn mordete — um seine Habsucht zu befriedigen; würde es Euch bey kaiserlicher Majestät nur ein Wort kosten; und Graf Udo würde seines Rechtes auf Ditmarsen verlustig erklärt, und der Mann, den es

Euch gefiele zu Eurem Gemahle, oder Eurem Sohne zu wählen, an seiner Statt Graf von Ditmarsen werden."

„Wenn mein Oheim Heinrich noch lebte" — erwiederte die Gräfin — „so würde dies vielleicht möglich seyn."

„Wie!" — riefen alle Versammelte erschrocken aus! — „der Tod hätte Deutschland seines großen Kaisers schon so früh beraubt?"

„Er hat es, der Unerbittliche" — entgegnete die Gräfin und aus ihren Augen quollen Thränen. — „Wenig Augenblicke zuvor, ehe ich zu Euch kam, erhielt ich diese traurige Botschaft, die Euch überzeugen wird, daß es ein nutzloses Beginnen seyn würde, wenn ich von dem jungen römischen Könige begehrte was Ihr, Herr Ritter von Bordorp, für gut hieltet. Euch allen, edle Herren, wird ersichtlich seyn, daß hinfort im deutschen Reiche nichts geschehen wird, als was dem Bischofe von Augspurg gefällt.

„Bischof

„Bischof Heinrich, dieser Erzieher Heinrichs des Vierten, ohne dessen Rath und Beistimmung die Kaiserin Agnes nichts unternimmt, ist ein Vertrauter des Grafen von Stade, wie Euch sonder Zweifel nicht unbekannt seyn wird. Von ihm läßt sich daher nicht erwarten, daß er etwas thun würde, das dem Vortheile des Grafen Udo ganz entgegen wäre.“

„So müssen wir uns selbst Recht zu schaffen streben“ — fieng Wolkward wieder an — „Auch hoffe ich, mit allen treuen Ditmarsen, daß uns die Hülfe des Fürsten Gottschalks nicht entstehen wird, wenn Ihr seine Freundin ihn darum bittet.“

„Und was würde uns diese frommen?“ — fragte die Gräfin — „Udo ist nicht mehr, der er sonst war, sondern jezt mächtig genug, mit dem Fürsten Gottschalk einen Kampf zu beginnen. Gesetzt auch, daß es Euch gelänge, ihn, verbunden mit dem Fürsten der Wenden,

zu besiegen; so würde Udo wieder in Ditmarsen einfallen, so bald Gottschalk es verlassen hätte, dieses Land ein Schauplatz des Elendes und ein großer Theil seiner Bewohner des Todes Raub werden. Gottschalk, so warm auch seine Freundschaft für mich ist, würde ermüden, die Seinigen zu unserm Vortheile aufzuopfern und Euch würde dann doch zuletzt nichts übrig bleiben, als Euch dem Grafen von Stade zu ergeben. Besser daher Ihr thut dies jezt freiwillig, um von ihm nicht wie ein besiegtes Volk behandelt zu werden und, um nicht nur Euer, sondern aller Ditmarsen Blut und Leben zu schonen."

Alle Versammelte wurden von der Triftigkeit der Bewegungsgründe, warum die Gräfin ihre Ergebung für nöthig hielt, so vollkommen überzeugt, als sie über den Edelmuth und die Liebe der Gräfin, daß sie ihren eignen Vortheil dem Vortheile ihrer Unterthanen aufopferte, erstaunt wurden. Dies Staunen äus-

serte

ßerte sich urplötzlich nach den ersten Reden der Gräfin, jene Ueberzeugung erfolgte aber nicht so schnell, weil der Wunsch, eine so gütige Regentin, als die Gräfin Ida, noch länger zu besitzen, ihrem Emporkommen entgegen strebte. Viele Ueberredung kostete es daher der patriotischen Gräfin, ehe sie ihre Ergebenen vermochte, von dem Entschlusse abzustehen, ohne Verzug einen Eilboten an den Fürsten Gottschalk zu senden und ihn zu bitten, das Land des Grafen von Stade von einer Seite anzugreifen, indeß sie es selbst von einer andern anfielen; und sie dagegen zur Annehmung des Opfers zu bewegen, das ihre landes mütterliche Liebe ihnen so willig brachte.

Endlich stand die Gräfin auf, die Versammelten zu verlassen und allen rannen heisse Zähren über die Wangen herab. Dank und ehrfurchtsvolle Bewunderung beraubten sie der Sprache. Nur Ritter Wolkward vermochte einige Worte zu stammeln.

„Ihr

„Ihr habt ein Beyspiel sonder gleichen gegeben, Edelste der Frauen“ — sprach er zu der Gräfin. — „Schön und groß bestiegt ihr den Fürstenstuhl, aber wahrlich, größer steigt Ihr wieder herab! Euer Andenken werden noch unsere spätesten Urenkel segnen, und die Chroniken werden auch der fernsten Nachwelt Euren Namen unvergeßlich machen. Wäre aber auch Graf Udos Herrschaft noch so weise, mild und löblich: so werden doch alle jezt lebende Ditmarsen das goldne Alter öfters zurück flehen, dessen sie sich freueten, als sie Euch, gnädige Frau, Landesmutter nannten.“

„Und mir, edle Herren“ — entgegnete die Gräfin — „werden bie seligen Zeiten unvergeßlich bleiben, wo die Liebe aller Ditmarsen, mich unaussprechlich glücklich machte. Jezt noch die letzte Bitte an Euch! Weilt in Bokeldeburg, bis das Land dem Grafen Udo den Eid der Treue geleistet haben wird und ich

mich

mich in die Einsamkeit zurückgezogen habe, in der ich künftig leben will. Ich möchte mir gern diese wenigen Tage welche ich noch in Bokeldeburg zählen werde, so freudenvoll als möglich machen; und dies kann nur dann geschehen, wenn ich sie in Eurem Zirkel verlebe. Jeder dieser Tage soll uns ein Fest seyn und der heutige sey das Erste dieser Feste. Für jezt gehabt Euch wohl und wenn Ihr Euch berathen habt, welche Verträge mit dem Grafen von Stade der Wohlfahrt des Landes am zuträglichsten sind, dann folgt mir nach, um mit mir Euch zu freuen."

Funf-

Funfzehntes Kapitel.

Die Töchter der Gräfin geben ihr Beyfall.

Aus der Versammlung der Edeln eilte die Gräfin von Ditmarsen in die Arme ihrer Töchter.

„Es ist gebracht, meine Lieben" — sprach sie zu ihnen — „das Opfer, das Ditmarsens Wohlfahrt von mir verlangte. Schwer wurde es mir, nicht aus Herrschsucht oder Liebe zum Glanze, nein aus Schmerz, Tausende die mich lieben, verlassen zu müssen. Doch nein, ich will dies wackere Volk, unter welchem mir der glücklichste Theil meines Lebens dahin schwand, nie verlassen. Als ihre Freundin will ich mein Leben mitten unter ihm beschließen; und in der Ausübung der Pflicht, sein Bestes zu befördern, Seligkeit finden."

Jezt erst erfuhren die Töchter der Gräfin, was ihre Mutter gethan hatte, denn auch ihnen hatte sie ihren Entschluß sorgfältig verborgen. Gleich den Edeln des Landes erfüllte die Herzen der Fräuleins hohe Bewunderung — sie äußerten den lebhaftesten Beyfall wegen der edeln Handlung ihrer verehrten Mutter und kein Gedanke von Reue, daß sie nun nicht mehr die Töchter einer begüterten Gräfin waren, stieg in ihnen empor. Doch freilich konnte auch dieser Gedanke nicht leicht in ihnen aufkeimen, da beider Herzen nur des Andenkens an ihre Geliebten voll waren, die bald kommen würden um sie heim zu führen.

Noch des nämlichen Tages traten die ditmarsischen Edeln mit den stadischen Abgesandten in Unterhandlungen, bey welchen Ritter Wolkward das Beste der Gräfin besorgte. Sie wurden bald einstimmig; und wir melden von den Punkten des geschlossenen Vertrags

bloß

blos die, welche die Gräfin betrafen. Graf Udo zahlte ihr eine beträchtliche Summe Geldes aus und versicherte ihr, auf Lebenszeit den Genuß von dreihundert Bauerhöfen.

Kurze Zeit nachher kam der jüngere Graf Udo selbst nach Bokeldeburg, um sich huldigen zu lassen. Die Gräfin legte ihre Herrschaft in seine Hände nieder, worauf sie sich nach Burgelstorp begab, welches mitten unter den Gütern lag, die Graf Udo ihr überlassen hatte. Hier lebte sie zufrieden und heiter, sahe die Würdigsten unter den Edeln öfters bey sich, oder suchte sie selbst auf ihren Burgen heim und im ganzen Lande grüßten sie Greise, Männer und Kinder als ihre gütige und sorgsame Mutter. Auch machte sie sich dieses Namens vollkommen würdig, denn alle, die Trost, Rath oder Hülfe bedurften, suchten diese bey ihr nicht vergebens.

Länger als sie erwartet hatte, blieben noch ihre Töchter bey der Gräfin, denn erst nach fünf Jahren wurden sie beide vermählt.

Richenza an den Grafen Elimar von Oldenburg, und Alkarine an den Grafen Burchard von Lockum. Beide fanden in der Ehe das Glück, das ihrer Mutter nur bisweilen gelächelt hatte, ohne es so oft, als diese, durch Leiden unterbrochen zu sehen.

Jede dieser zärtlichen Töchter bat ihre Mutter, sie in das Land ihres Gemahls zu begleiten; die Gräfin blieb aber ihrem Vorsatze treu, ihr Leben mitten unter den Ditmarsen zu beschließen. Unerfüllt hingegen blieb der Wunsch der letztern, sich noch lange dieses ihnen so theuren Lebens freuen zu können. Zu früh entriß der Tod, Ida den Ihrigen, als sie kaum das vier und vierzigste Jahr erreicht hatte, und in der ganzen Grafschaft verbreitete sich deshalb

halb so tiefe Trauer, als ob in jedem Hause die Mutter gestorben wäre.

Oda genoß in Wsewolods Armen, so wie er in den ihrigen, alle Seligkeit, die sie erwartet hatte. Auch in Hinsicht auf politisches Glück blieb ihr nichts zu wünschen übrig, da Wsewolod, eilf Jahre nach dem Tode der Gräfin von Ditmarsen, Großfürst von Rußland wurde.

Drei Jahre zuvor freuete sich Oda der Gegenwart ihres Bruders, der indessen Probst zu Trier und von Kaiser Heinrich dem Vierten an Wsewolod gesendet worden war. Vielleicht um Heinrichs Vermählung mit Eupraxia, der Tochter Wsewolods von Oda, die nach vierzehn Jahren wirklich erfolgte, damals schon einzuleiten. Auch Burchard sah den Wunsch, den sein Aufenthalt in Rom in ihm entflammt hatte, erfüllt. Kurz nach seiner

ner Zurückkunft aus Rußland wurde er Bischof von Trier.

Nicht minder glücklich waren Richenza und Alkarine. Das Geschlecht der letztern blühet noch jezt auf dem dänischen Königsthrone.

E n d e.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

ner Zurückkunft aus Rußland wurde er Bischof von Trier.

Nicht minder glücklich waren Richenza und Alkarine. Das Geschlecht der leztern blühet noch jezt auf dem dänischen Königsthrone.

Ende.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heinse, Gottlob Heinrich, 1766-1813

Ida von Schwaben, Enkelin der Kaiserin Gisela In zwei Theilen

Bd.: 2

Leipzig (1791)

P.o.germ. 593 t-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10310694-4
VD18 80371302-001